Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 5 — Marburg i. H., den 3. Februar — **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille=Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Planlosigkeit — Wie verträgt sich der Entwickelungsgedanke mit der religiösen Ueberzeugung von der geistigen Sonderstellung des Menschen? Erste Hälfte — Briefwechsel mit D. Sulze — Aus Luthers Römerbriefkommentar 1515. Zehntes Stück — Teufelsglauben. Eine Zuchthausgeschichte — Verschiedenes: Die Abendburg (Wille); Sonntagsgedanken eines Politikers (Strecker); Brauchen wir ein neues Eheideal (Jansen); Organisierte Fürsorge für Trinker und ihre Familien (Burckhardt); Au Congo pour Christ (Rambaud); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Planlosigkeit

Wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob ers habe hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat und kanns nicht hinausführen, Alle, die es sehen, fangen an sein zu spotten und sagen: Dieser Mensch hub an zu bauen und kann es nicht hinausführen! Luk. 14, 28 ff.

Das Gespräch hatte eine ernsthafte Wendung genommen, da sagte einer von den Herren: „Ich interessiere mich übrigens für religiöse Fragen; ich beschäftige mich gern mit solchen Problemen und habe Jahre lang eine religiöse Zeitschrift gelesen. . . .“

Beim Nachhausegehen sagte einer von den Gästen: „Das ist wirklich ein sehr interessierter Mensch; er zeigt großes Verständnis für tiefe Dinge und hat offenbar mancherlei gelesen! Eine hocherfreuliche Erscheinung!“

So bescheiden sind wir! Interesse, Verständnis, Lesen — du liebe Zeit!

Gewiß, damit fängt es zuweilen an, aber zumeist bleibt es auch dabei. Es wird so viel gesattelt und nicht geritten. Der junge Mann im Nebenhause studiert jahraus jahrein die Fahrpläne und macht im Kursbuch große Reisen, aber er reist nie ab. Das hat er von seinem Vater; der zeichnete immer Baupläne, aber gebaut hat er nie.

Wir fragen doch sonst bei jeder Gelegenheit, was es kostet. Warum interessiert es uns „religiös=interessierte“ Leute so wenig, was das Christsein kostet? Da kommen wir, stecken uns einen Bauplatz ab, rupfen ein paar Brennesseln aus, fahren Steine an und merken eines Tages, daß jedes wahrhafte Christenleben ein Turm ist, der nur dann in die Höhe kommt und feststeht, wenn ein Stück nach dem andern von unserm Eigensinn, Dünkel und dem harten selbstischen Gestein ins Fundament gemauert wird. Das sind wertvolle, schwere Steine; nach alter Erfahrung das beste Material, aber — ist es nicht unerschwinglich teuer? Baut man nicht ebenso gut mit „Interesse“, „Verständnis“ und „Lektüre“?

Das liebe Ich als Steinbruch benützen, das ist denn doch den Meisten zu schmerzhaft und zu schade. Und so bleibt der Bau liegen und zwischen den trübseligen Anfängen versucht das bischen „Interesse für religiöse Fragen“ ein wenig zu schimmern. Dann gehet leise nach seiner Weise der liebe Herrgott durch die Welt und sieht all die kläglichen, angefangenen Christentümer, und die Menschen kommen und lachen und fallen darüber und schelten . . . Alle Antichristen schaden ja dem Christentum nicht so viel, wie unser Viertel=, Achtel=, Zehntelchristentum. Und weite Strecken unsres „Christentums“ sind eine große Offenbarung — unsrer Planlosigkeit.

Warum wollen Sie eigentlich Christ sein? fragte eines Tages ein Freidenker einen gut kirchlichen Herrn. Große Verlegenheit, Stottern und dann das tiefe Bekenntnis: Man muß doch was haben. . . .!

Ja gewiß. Etwas muß der Mensch haben. Einen Plan, wie er aus der jammervollen Verworrenheit des Daseins zur erlösenden Klarheit komme, in reine Luft hinauf, aber mit festem Boden unter den Füßen, damit er hinunterschaue auf das sinnlose Geschiebe und von oben den heimlichen Sinn des Ewigen schimmern sehe mit wachsender Freude.

Δός μοι ποῦ στῶ! Gib mir solchen Standort, solch einen Turm, von wo aus Alles Licht bekommt!

„Wo der Herr nicht den Turm bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen.“ (Ps. 127, 1.)

Darum muß er uns so oft unsre Pläne zerreißen und unsre stolzen Anfänge zerschlagen, damit wir endlich den Sinn der großen Paradoxie ahnen:

Du mußt von deinem Werk sehn ab,
Damit Gott sein Werk an dir hab! P J

Wie verträgt sich der Entwicklungsgedanke mit der religiösen Ueberzeugung von der geistigen Sonderstellung des Menschen?

Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein evangelischer Theologiestudierender zu Wien

1

Das Thema, das Sie für mich zu formulieren die Güte hatten, zeigt mir, daß Sie in der deszendenztheoretischen Betrachtung des Menschen ein Problem erblicken, das auch vor das Forum der Religionsphilosophie gehöre. Und mit dieser Beurteilung der Frage sind Sie in vollem Rechte. Ist es auch ganz gewiß nicht die Sache der Religionsphilosophie als solcher, darüber zu urteilen, ob der Abstammungsgedanke auf den Menschen angewandt werden könne oder dürfe oder müsse, so ist es doch unbestreitbar ein Anliegen der religiösen Denkweise, sich darüber volle Klarheit zu verschaffen, ob durch die Einreihung des Menschen in das deszendenztheoretische System der alte Satz der Religion irgendwie in Frage gestellt werde, daß der Mensch einen solchen Vorrang vor den Tieren habe, daß er in ganz besonderem Sinne der Gegenstand der göttlichen Fürsehung sei und sein Leben unter der Absicht stehe, ins Reich der Gotteskindschaft für Zeit und Ewigkeit hineinzuführen. Sie haben diesen Vorzug des Menschen, den die religiöse Betrachtung im allgemeinen einschließt und dem die christliche Religion eine vornehmliche Betonung zu Teil werden läßt, als die geistige Sonderstellung bezeichnet, und um diesen Begriff soll sich demzufolge auch die folgende Erörterung zusammenziehen, indem er eine Handhabe bietet, um das sehr mannigfach gestaltete Kapitel von der religiösen Wertschätzung des Menschen für diesen Abend etwas einzuschränken.

Sie wissen, daß Sie von mir nicht zu erwarten haben,

ich werde die Abstammungslehre selbst einer Kritik unterziehen oder ihre Gültigkeit auch nur im mindesten einzuschränken versuchen, wie das leider noch immer und nicht zuletzt von theologischer Seite geschieht. Abgesehen davon, daß die Theologie kein Recht hat, sich in so unberufener Weise in den Betrieb und die Ergebnisse einer anderen Wissenschaft einzumengen, nehme ich auch aus wirklicher Ueberzeugung von der Berechtigung der deszendenztheoretischen Argumentation in der Biologie meinen Standort in der Abstammungslehre selbst; und ich bitte Sie — mögen Sie nun sich selbst schon zu einer bejahenden Stellung zu dieser Lehre durchgerungen haben oder ihr mit skeptischem Blicke gegenüberstehen — jedenfalls für unsere heutige Untersuchung die Voraussetzung mit mir zu teilen, die Deszendenztheorie habe auf volle Gültigkeit Anspruch zu erheben. Einzig in diesem Sinne möchte ich für jetzt die Frage des Themas anschauen und angeschaut wissen, daß wir auf der Basis der wissenschaftlichen Möglichkeit resp. Wirklichkeit der Deszendenztheorie die Frage nach dem Werte des Menschen erörtern.

Dann haben wir zwei Behauptungen vor uns, die, wie die Formulierung Ihres Themas zeigt, ihre Uebereinstimmung mit einander nicht ohne weiteres zu dokumentieren, vielmehr die Möglichkeit eines Widerstreites mit einander in sich zu fassen scheinen.

Der erste Satz lautet: Der Mensch ist auf einer von den Tieren sich herleitenden Entwicklungslinie ins Dasein getreten, und seine Ahnen sind Tiere.

Der zweite Satz lautet: Der Mensch nimmt eine eigentümliche Sonderstellung gegenüber den Tieren ein durch die Eigenart seiner geistigen Struktur.

Unterlasse ich nun die Begründung des ersten Satzes — teils um nicht mit trügerischen Streiflichtern ein fremdes Gebiet obenhin zu beleuchten, teils weil es nicht mit wenigen Strichen möglich ist, sondern den Ueberblick über ein ganzes Studium erfordern würde — so könnte die Billigkeit zu fordern scheinen, daß ich auch die sachliche Begründung des zweiten Satzes hier umgehe und, obwohl es auf seine Bejahung abgesehen ist, ohne ein Eingehen auf sachliche Einzelheiten die aufgestellte Frage zu beantworten unternehme, ob die beiden Sätze in irgend welchem Widerspruch zu einander stehen oder sich aufs beste vereinigen lassen. Wir werden uns deshalb über unsere Methode klar werden müssen und auf der Grundlage einer prinzipiellen Erörterung zusehen, ob die nähere Beleuchtung des zweiten Satzes ausgeschaltet werden dürfe.

Beide Sätze sind ja derart, daß sie ohne die Kenntnis des zugehörigen wissenschaftlichen Materials abgelehnt werden können. So wird der erste Satz gerade um deswillen von Vielen zurückgewiesen, weil sich ihr menschliches Gefühl oder die altgewohnte Einrichtung ihrer religiösen Denkweise verletzt sieht. Aber auch der zweite Satz wird von nicht Wenigen einfach deshalb abgelehnt, weil sich ihnen der materialistische Ausblick einstellt, daß das menschliche Seelenleben lediglich als das Ergebnis einer mechanisch vor sich gegangenen Entfaltung der tierischen Seelenkräfte zu verstehen sei und nicht prinzipiell über den tierischen Seelenstand abgesondert erhoben werden dürfe. Bei den Einen ist ihre religiöse oder, abgesehen davon, weiterhin ihre gemütliche Anschauungsweise das Leitmotiv, bei den Anderen ihre naturwissenschaftliche, biologische Anschauungsweise — um davon zu schweigen, wie viel der Wille zum Materialismus für die Beurteilung dieser Sätze austrägt.

Jedenfalls zeigt uns dies beiderseitige Verhalten zu den in Rede stehenden Behauptungen, daß sie als einander widerstreitende Sätze empfunden werden können, faktisch hier und da so empfunden werden, und es fragt sich demnach, ob diese Empfindung eines zwischen ihnen obwaltenden Widerstreites vor dem Forum wissenschaftlicher Betrachtung standhalte oder abzuweisen sei.

Die Empfindung des Widerstreites kann ihren Grund in den beiden behaupteten Tatsachen selbst haben, so daß die eine von beiden in der Tat irrtümlich wäre und nur die andere in Geltung bleiben dürfte; oder der Grund kann in dem empfindenden und urteilenden Subjekte liegen, welches den Widerstreit empfindet, d. h. darin, daß falsche Schlüsse aus dem einen oder dem anderen Satze gezogen und hierdurch beide Sätze in eine falsche Beziehung zu einander gesetzt werden.

Was den ersten dieser beiden an sich möglichen Fälle anlangt, so steht bei ihm Behauptung gegen Behauptung, und es ist dann, wie die Dinge nun einmal liegen, der wissenschaftlichen Erörterung nicht gestattet, die Auswahl zu Gunsten der einen Behauptung wider die andere zu verfügen. Denn die biologische Behauptung der tierischen Herkunft des Menschen hat nicht minder ihre guten wissenschaftlichen Gründe für sich, wie die religiöse Behauptung der geistigen Sonderstellung des Menschen ihre im Glauben eingeschlossenen und in dem sozialen wie individuellen Persönlichkeitsleben sich durchsetzenden Gründe. Keine der beiden Behauptungen jedoch kann apodiktisch bewiesen werden. Jeder von ihnen haftet eine wissenschaftlich unzulängliche Fragestellung an. Auf der einen Seite will uns zwar die ganze in Betracht kommende wissenschaftliche Konstellation zu der Ueberzeugung von dem deszendenztheoretischen Zusammenhang der gesamten Kreatur resp. — je nach der Neigung zu monophyletischer oder polyphyletischer Deszendenzanschauung — zu der Ueberzeugung vom stammesgeschichtlichen Zusammenhang bestimmter Stammlinien nötigen, und die Abstammungslehre mit ihrer konsequenten Anwendung auf den Menschen mag sich uns wie ein unausweichliches wissenschaftliches Desiderium darbieten; aber in dem Beweisgang für diese Theorie sind die bekannten wissenschaftlichen Lücken. Auf der anderen Seite steht es aber ganz ähnlich. So felsenfest wir nicht nur als religiös fühlende, sondern überhaupt als unsern menschheitlichen Wert abschätzende Personen von der Vorzugsstellung des Menschen, ja von der durch die Vorzüge bedingten ganz eigenartigen Stellung des Menschen innerhalb der Kreaturwelt überzeugt sind und den darin eingeschlossenen Wertanspruch als unveräußerlich empfinden: so ist doch der lückenlose wissenschaftliche Beweis für den geistigen Eigenwert des Menschen auch hinsichtlich seiner physiologisch bedingten psychischen Struktur nicht zu erbringen. Sind sonach die beiden in Rede stehenden Behauptungen mit ziemlich gleicher Zuversichtlichkeit, aber auch mit einer ungefähr gleichen Beanstandungsfläche ausgestattet, welch letztere sich der strengen wissenschaftlichen Beweisführung entzieht: so verspricht ein Verfahren wenig Erfolg oder benötigt doch zum mindesten des Umweges zahlreicher Deduktionen, das in der Bekräftigung der Behauptungen selbst, um die es sich hier handelt, seinen Ausgangspunkt erblicken würde. Es ist also nicht der uns gewiesene Weg, die beiden Behauptungen nach einander auf ihre Richtigkeit zu prüfen und etwa dann, wenn die Begründung der einen vollständiger als die der anderen zu gelingen scheinen sollte — denn das kann in der Tat scheinbar sein — dann die anscheinend schwächere unter die stärkere zu beugen.

Der andere Fall nimmt an, der Widerstreit zwischen der biologischen und der religiösen Behauptung beruhe in irgend welcher Art falscher Schlußfolgerung aus der einen dieser Behauptungen (resp. auch aus beiden). Solche Fehlschlüsse entstehen, wenn die Tragweite oder die Art der Behauptung verkannt wird, wenn das Gebiet, für das sie gilt, nicht sorgfältig abgemessen ist. Darauf wollen wir also achten, indem wir die beiden Behauptungen, so wie sie lauten, ohne kritische Prüfung ihres Inhaltes einmal gelten lassen, nach ihrem gegenseitigen Verhältnis befragen, und zwar vorab nach ihrem logischen Verhältnis zu einander.

Was für Behauptungen sind es, die wir schließlich auf ihr inhaltliches Verhältnis zu einander ansehen wollen?

Wie wir schon sagten, ist die eine naturwissenschaftlich, genauer biologisch, die andere religiös. Für das Zusammentreffen zweier solcher Aussagen hat man das Noli me tangere empfohlen. Die beiderlei Aussagen sollen, als zwei von einander unabhängigen Sphären angehörig, gar nicht mit einander konfrontiert werden. Sind doch auch die in ihnen ausgesprochenen Urteile von ganz verschiedener Art. Die eine stellt einen ursächlichen Zusammenhang fest, ist kausaler Art und behauptet einen Tatbestand; die andere urteilt über den Wert des Menschen. Kausal lautende Urteile sind Seinsurteile, und religiös begründete Urteile sind Werturteile. Diese beiderlei

Urteile könnten jedoch stets, durch einander unangefochten, neben einander bestehen.

Richtig ist hieran, daß das Seinsurteil nicht von einem Werturteil abhängig sein darf. Allein das Werturteil ist nicht ebenso unabhängig von Seinsurteilen, und eine Theologie, die durchweg Seins- und Werturteile trennen wollte, würde ihren eigenen Gegenstand auf eine sehr schiefe Ebene stellen. Werturteile setzen doch immer einen objektiven Tatbestand voraus und sind häufig von einem Seinsurteil kausaler Art direkt bedingt. In einem solchen Falle kann ein Konflikt zwischen einem das kausale Verhältnis feststellenden Seinsurteil und einem den Wert feststellenden Urteil sehr wohl eintreten.

Ein einfaches Beispiel. Wenn ich sage: Die Welt ist durch Gottes Allmachtswort oder durch das Wirken eines unendlichen Geistes entstanden, so spreche ich ein Seinsurteil aus, das eine kausale Beziehung angibt (ein Ursprungsurteil). Sage ich: Die Welt ist durch Verdichtung von Elektronen zu Atomen und durch das mechanische Spiel der Atome entstanden, so vollziehe ich gleichfalls ein Ursprungsurteil. Und wenn ich nun das Werturteil ausspreche, daß die Welt über das mechanische Getriebe hinaus in eine Ewigkeitssphäre hineinweist, so entsteht ernstlich die Frage, ob sich dies Werturteil mit dem zweitgenannten Seinsurteil reimen kann. Vielleicht wendet Jemand ein, dies Werturteil könne mit jenem Seinsurteil erst durch Zwischensätze in Verbindung gebracht werden. Doch das ändert an dem Sachverhalt nichts. Das Seinsurteil, nach dem die Welt die Summe alles mechanischen Geschehens ist, steht dem Werturteil gegenüber, daß die Welt eine geistige Bedeutung hat. Wenn sich beide Aussagen zusammenreimen sollten, dann müßte sich wahrscheinlich machen lassen, daß aus dem mechanischen Prozeß der Atome Geistiges entstehen kann, ohne daß in der Ursachenkette irgendwo etwas Geistiges vorhanden ist. Läßt sich aber dies nicht wenigstens bis an die Grenze der Wahrscheinlichkeit erheben, dann ist kein wissenschaftlicher Grund vorhanden, bei Voraussetzung des mechanistischen Kausalurteils anzuerkennen, daß in der Welt geistige Potenzen von eigentümlichem Werte vorhanden sind. Das mechanistische Seinsurteil und das spiritualistische Werturteil schließen sich aus, weil — letzterem ein entgegengesetztes Seinsurteil oder Ursprungsurteil entspricht, nämlich dies, daß der Ursprung der Welt in der Sphäre des Geistigen zu suchen ist.

Dies Beispiel ist nicht bloß ein angenommener und obenhin konstruierter Fall, sondern es ist ein Fall, der im Streit der Meinungen wirklich vorliegt und die Diskussion bestimmt hat. Sie sehen an ihm doch wohl dies, daß die Seinsurteile und die Werturteile nicht immer teilnahmlos neben einander herlaufen, sondern daß sie in sehr innige Relation zu einander treten und einander fördern oder aufheben können. Wir sehen zugleich, daß in diesem Falle der heftige Konflikt darauf zurückgeht, daß das Werturteil ein dem mechanistischen Ursprungsurteil entgegengesetztes Ursprungsurteil zu seiner Voraussetzung hat. Der Grund des Konflikts kann aber auch etwas anders erscheinen. Der Vertreter des einseitig-konsequenten Mechanismus kann freilich nie zu dem Schlusse gelangen, daß etwas Neuwertiges im strengen Begriffssinn entsteht. Wer indes den Ursprung des gesamten Weltmechanismus in eine geistige Potenz setzt, der hat jene Möglichkeit, anzunehmen, daß im Lauf des mechanischen Prozesses geistige Werte auftauchen; und auf diesem ganz anders gearteten Anschauungsfelde wäre es eine fehlerhafte Verwechselung von Ursprungs- und Wertaussagen, wollte man erklären: wenn etwas im Ablauf der mechanischen Kausalitätskette entstanden ist, so könne es keinen über den Charakter dieser seiner mechanischen Ursachen hinausgreifenden Wert haben. Aber allerdings liegt hier der Fall gänzlich anders: wir befinden uns eben auf dem Boden der „umgekehrten Kausalbetrachtung" (Wundt), der Teleologie. Doch war es wichtig, diesen Hinweis vorauszuschicken.

Sonach haben wir für den gegenwärtigen Fall die Frage zu stellen, ob das kausal lautende biologische Urteil über den abstammungsmäßigen Ursprung des Menschen nicht nur neben dem religiös-ethischen Werturteil über des Menschen geistige Sonderstellung herlaufen kann, sondern ob es in wirklichem Einklang mit diesem steht. Eine allgemeine bejahende Antwort können wir ohne Schwierigkeit geben.

Um zur Antwort überzuleiten, will ich vorausschicken, daß es gar keiner Frage unterliegt, ob der Mensch, wenn er einen tierischen Stammbaum hat, schon um deswillen darauf verzichten müßte, überhaupt eine höhere Wertschätzung an sich auszuüben. Es wird zwar von einigen Zoologen versucht, den Menschen kurzerhand unter den Tieren als Tier zu registrieren. Rudolf Magnus z. B. druckt in seiner Schrift „Vom Urtier zum Menschen" (1908) die Haeckelsche Skelettafel (Gibbon, Orang, Schimpanse, Gorilla, Mensch) ab unter dem Titel „Skelette von fünf Menschenaffen (Anthropomorpha)." Diese Identifizierung des Menschen mit dem Tier ist jedoch nicht die Konsequenz der Abstammungslehre, sondern die Folge eines anders fundierten Werturteils. Denn gerade die Haeckelsche Richtung der Deszendenztheoretiker, der Magnus angehört, betont ja besonders scharf, was die Anderen nur mit Reserve als Möglichkeit ins Auge fassen, daß der Tierstamm aus einer noch nicht tierischen Wurzel — sei sie nun zunächst pflanzlich oder gleich anorganisch zu denken — hervorgesprossen ist. Das aber heißt doch, daß die „Abstammung" nicht die Wesensgleichheit mit der Wurzel involviert. Ist aus dem anorganischen resp. aus dem pflanzlichen Anfange durch Entwickelung tierisches Wesen geworden, so liegt auf derselben Linie der Reflexion die Möglichkeit, daß aus dem tierischen Sein wiederum etwas Wesensneues entstehe und daß der Mensch ein solches sei. Nicht die deszendenztheoretische Anschauung ist es, die Tier und Mensch vereinerleit; nicht die Ursprungsforschung verlangt diese Identifikation als Folgerung.

Mit der Erkenntnis, daß diese Schlußbildung voreilig ist und in keinem Gliede der deszendenztheoretischen Argumentation ihren Grund hat, ist aber auch die Antwort bereits gegeben, die uns zunächst einen festen Standort sichert. Sie lautet: Die tierische Abstammung verneint keineswegs die eigenartige Anlage und Bedeutung des Menschen.

Sollte etwa dem durch Abstammung entstandenen Menschen seine von altersher ihm zuerkannte besondere Würde deshalb abzusprechen sein, weil unsere religiöse Ueberlieferung diese Würde an die unmittelbare Erschaffung des Menschen durch Gott bindet? Deshalb also, weil ein anderes Ursprungsurteil mit jenem Werturteil traditionell verbunden ist?

Dazu habe ich Folgendes zu bemerken. Erstens, daß sich der konsequente Biblizismus nie und nimmer mit der Abstammungslehre vereinigen kann. Jede Vermischung beider führt zu unerträglichen Halbheiten der Harmonistik. Der Biblizismus kann nur urteilen, daß die Abstammungslehre, weil sie seinen Tod bedeuten würde, auch ihrem Wesen nach das ist, dessen Sold der Tod ist. Wer der Abstammungslehre auch nur auf halbem Wege entgegenkommt, der muß den Biblizismus aufgeben.

Sodann: Das neue (biologische) Ursprungsurteil schließt die religiöse Betrachtung des Ursprungs und des Wertes des Menschen nicht aus. Die spezielle biblische Modifikation des religiösen Ursprungsurteils, wonach der Körper des Menschen aus Lehm gebildet ist und diesem der göttliche Lebensfunke eingehaucht ist, ist durch die biologische Theorie außer Geltung gesetzt. Nicht aus anorganischer, sondern aus höherer, bereits organisierter Materie leitet die Biologie den Menschen her. Aber daß der Weg seiner Abstammung nicht von Gott angelegt sei, das ist kein Bestandteil der biologischen Theorie und liegt auch nicht in ihrer Konsequenz. Diese rein für sich genommen verwehrt niemandem, seine religiöse Ueberzeugung von der göttlichen Leitung der Entwicklungsphasen mit ihr zu vereinigen.

Drittens: So lassen sich auch mit der Zurückführung des Deszendenzprozesses auf Gott eben dieselben Wertaussagen über die geistige Stellung des Menschen verbinden, welche die religiöse Weltanschauung betont und welche auf dem ersten Blatt der Bibel mit der dort behaupteten Ursprungsaussage verbunden sind. — Steht es aber so, daß das kausale Urteil der exakten Wissenschaft über die Entstehung des Menschen mit dem kausalen und Werturteil der Religion zusammen bestehen kann, dann dürfen wir als unser Ergebnis dies aussprechen:

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Die religiös-sittliche Wertschätzung des Menschen als eines einzigartigen vernünftigen Geistwesens, wie es durch den Schöpferwillen von Ewigkeit bestimmt war, widerstreitet nicht der deszendenztheoretischen Betrachtung des Menschen.

2

Die bisherige prinzipielle Erörterung unseres Problems führte zu einem Resultat, das in seinem allgemein gehaltenen Satz genau genommen nur eine negative Formulierung zuläßt: das biologische und das religiöse Urteil heben sich nicht auf, widerstreiten einander nicht. In der Regel beruhigt man sich schon bei dieser Formulierung. Allein unsere Aufgabe ist damit nicht erschöpft. Dieser allgemeine Ertrag grundsätzlicher Erwägung mag zugestanden und dennoch ein Riß zwischen Biologie und Religion hinsichtlich des Menschen empfunden werden. Gestattet denn die Abstammmungslehre tatsächlich, den menschlichen Geist in concreto vom tierischen nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach zu unterscheiden? Oder ist es nicht vielmehr an dem, daß, wie man mit Besorgnis gesagt hat, die entwicklungstheoretische Betrachtung alle Artunterschiede verwische und nur Gradunterschiede bestehen lasse?

Vorhin konnten wir uns nur den allgemeinen Trost gewähren, darauf zu verweisen, daß die Entstehung von Neuartigem auch von der Deszendenztheorie postuliert werden muß, wenn sie das ganze Gebiet der organischen Wesen aus dem Reiche des ursprünglich allein vorhandenen Anorganischen herleitet. Das Organische dokumentiert sich aber durch seine ganze Seinsweise als etwas Andersartiges. Es ist durch das Leben charakterisiert. Niemand kann zu behaupten wagen, Lebloses und Lebendiges sei nur dem Grade nach verschieden. Ob man auch die mechanistische Auffassung von den Lebensfunktionen vertritt, so bleibt doch unbestreitbar in den Lebensprozessen, auch wenn ihre Abfolge physiko-chemisch verstanden wird, ein spezifisch neues Verhalten, das mit dem der anorganischen Materie nicht verwechselt werden kann. — Auch der Unterschied von Pflanzen und Tieren ist ein fundamentaler. Das Bewußtsein ist eine dem Tiere eigentümliche Fähigkeit. Man kann die Grenze zwischen Pflanzen und Tieren verwischen, kann nach Fechners Manier von Pflanzenseelen sprechen, kann auch geltend machen, daß der Uebergang beider Gebiete in ihren primitiven Vertretern ein so allmählicher sei, daß sich bei der Kassifikation solcher Wesen oft gar nicht ausmachen läßt, ob sie ins Pflanzen- oder Tierreich zu setzen seien; kann auch unter Hinweis auf die der tierischen ähnliche Nahrungswahl bei Pilzen kurzweg mit J. Reinke (Die Natur und wir, S. 78) sagen: „Die Pilze hindern es, Tierreich und Pflanzenreich in scharfen Definitionen von einander zu sondern." Das alles hindert nicht, anzuerkennen, daß sich in der Tierwelt als ihr Charakteristikum schließlich ein seelisches Leben durchgesetzt hat, daß den Forscher trotz aller Schwankungen bei den niederen Exemplaren und trotz der Annahme eines gemeinsamen biologischen Ursprunges nötige, Pflanzen- und Tierreich von einander zu sondern.

Gibt es aber eine gleich tief einschneidende Differenz zwischen Tier und Mensch? Diese Frage, zu der unsere prinzipielle Stellungnahme letztlich hindrängt, muß irgend eine Beantwortung erfahren, damit unser Thema für wirklich erschöpft erachtet werden kann. Sie ist jedoch nicht wieder mit grundsätzlichen Erörterungen zu erledigen, sondern verlangt einen Blick auf den empirischen Tatbestand. Denn es steht doch so, daß, wenn die Empirie jeden artlichen Unterschied zwischen tierischem und menschlichem Seelenleben leugnen sollte, das Werturteil von der geistigen Besonderheit des Menschen nicht aufrecht erhalten werden könnte. Es fragt sich also, ob trotz des deszendenztheoretischen Zusammenhanges von Mensch und Tier ein Abstand zwischen der seelischen Organisation beider konstatiert werden muß, der dem zwischen Anorganischem und Organischem einerseits, Pflanzenreich und Tierreich andererseits gleichwertig oder analog ist.

Doch erwarten wir von der Aufstellung solcher Differenz nicht zu viel — sie darf nicht dazu mißbraucht werden, die Deszendenz selbst in Frage zu ziehen, wie es sehr häufig geschieht. Keineswegs handelt es sich darum, den allmählichen, nach Analogie aller Entwicklung durch Summierung allerkleinster Weiterbildungen zustande kommenden Uebergang vom Tier zum Menschen aus der Welt herauszudeuten und die für das religiöse Werturteil erforderliche Eigenart menschlichen Geistes schon in den allerersten präsumptiven Anfängen des Menschengeschlechts zu erkennen. Vielmehr halten wir von vornherein fest, was jene beiden analogen Versuche von Grenzregulierung zwischen Naturreichen in dieser Hinsicht andeuteten. D. h. wir beobachten, wie in jenen Fällen die artlich-charakteristisch ausgezeichneten Typen an den unteren Grenzen noch nicht zu finden sind, während die späteren Exemplare so hervorstechende Spezifika aufweisen, wie man sie aus dem Beginne der Art-Entwickelung nicht hätte ahnen können. Die Grenzen auf der Anfangsstufe eines Neuartigen sind flüchtige, kaum erkennbare Größen. Schon diese fließenden Grenzen sind ja eines der überzeugendsten Argumente der Abstammungslehre. Selbst die Grenze zwischen dem Anorganischen und Organischen ist eine so flüchtige, daß die Definition beider Erscheinungsweisen nicht gelingen will, obgleich die Chemie keinen Anstand nimmt, die Unterscheidung als eine objektiv gegebene beizubehalten. So mag es sich denn auch zeigen, daß die Anfangsstufen des Menschen sich vom Tierischen kaum absondern lassen, eben weil überall, wo Entwicklung durch Abstammung erreicht wird, ein bestimmter Uebergangspunkt nicht auffindbar ist. Dennoch aber kann das Resultat der Entwickelung hier dasselbe sein wie bei der Entstehung der anderen in unserer Anschauung gegen einander abgesonderten Naturreiche: das Menschenreich kann sich infolge der in seinen spätgeschichtlichen (rezenten) Mitgliedern hervortretenden ausgeprägten Gattungsmerkmale ebenso scharf vom Tierreiche abheben wie dieses vom Pflanzenreich und beide vom Unorganischen.

Es ist daher im Interesse der geistigen Sonderstellung des Menschen keineswegs zu empfehlen, jene faulen Restriktionen der Halbheit durchzudenken, an die ich jetzt nur erinnere, um sie endgültig abzulehnen. Hervorgegangen waren sie aus der wissenschaftlich gar nicht begründeten Besorgnis, daß, wenn die allseitige Anwendung des Entwickelungsgedankens alle Artunterschiede verwische und nur Gradunterschiede bestehen lasse, dann auch das entwicklungsgeschichtliche Hervortreten des Menschen nimmermehr gestatten würde von der geistigen Sonderstellung des Menschen im eigentlichen Sinne zu reden, vielmehr statt dessen nur noch von einer im menschlichen Geist erreichten vornehmlich hohen Stufe tierischen Seelenlebens. Weil man auf Grund der in dem Vordersatz enthaltenen fehlerhaften Annahme die Unvermeidlichkeit des Nachsatzes zu spüren vermeinte, so hat man früher versucht, den Menschen gänzlich von der biologischen Entwicklungsgeschichte auszuschließen. Außerhalb der Fachtheologie befindliche Mitläufer des „alten" Glaubens haben nicht minder darin gesündigt als Theologen selbst. Durch solches Unterfangen wurde die Theologie bei der übrigen Wissenschaft in Mißkredit gesetzt. Theologie so wenig wie religiöse Betrachtung im allgemeinen haben ein Recht, der Deszendenztheorie ihr Reich einzugrenzen. Ob die biologische Lehre noch zu neu sei, ob ihre Gestaltung im einzelnen noch nicht ausgemacht sei, das kann die Theologie wenig kümmern und darin hat sie keine Kautelen zu erblicken, mit denen sie die Biologie als besonders vorurteilsvoll hinstellen dürfte. An der Forderung kann ja dieser Umstand nichts ändern, daß Religion und Theologie auch angesichts der eventuellen objektiven Gültigkeit der Abstammungslehre ihr Existenzrecht voll behalten sollen. — Nun ist es aber auch tatsächlich eine unhaltbare Inkonsequenz, mit dem Deszendenzgedanken bis zum Beuteltier und Affen vorzuschreiten, aber vor dem Menschen plötzlich Kehrt! zu kommandieren. Wenn die Welt der Organismen, ja nicht nur sie, sondern auch die Welt des Anorganischen, kurz die ganze sichtbare Welt der steten Entwickelung unterliegt, dann müssen wir uns mit dem Gedanken der Entwickelung so durchdringen, daß wir alles und jedes Einzelne durch ihn begreifen. Die biologische Untersuchung zeigt, daß der Mensch dieselben biologischen Merkmale und entsprechende phyletische Kennzeichen wie andere Organismen aufweist; es wäre demnach eine Verleugnung der wissenschaftlichen Konsequenz und des Vertrauens in die wissen-

schaftliche Methode, wollte man für die Entstehung des Menschen einen ganz eigenartigen Weg annehmen.

Dies haben wiederum auch Andere für untunlich erklärt und gleichwohl bei allem guten Willen zur Deszendenztheorie die Deszendenz des Menschen mit der Reserve behauptet, daß der menschliche Geist „direkt von Gott" geschaffen, will sagen, unabhängig von der voraufgegangenen seelischen Entwickelung entstanden sei. Da gesteht man mit Zagen und Bangen den lückenlosen Zusammenhang der Organismenreihe zu und begreift, wenn auch mit schweren Bedenken, den Menschen in dieselbe ein, fügt aber hinzu, das beziehe sich nur auf seine körperliche Ausstattung, nicht jedoch auf sein seelisches Teil. — Aber vor dieser Halbheit, in der gerade jetzt weite Kreise die alleinige Rettung der Außenforts der Religion erblicken, ist angelegentlich zu warnen. Diese Halbheit macht eine einheitliche Weltbetrachtung unmöglich und gibt an der entscheidenden Stelle den Entwicklungsgedanken preis. Statt dieses Gedankens führt sie das Wunder im alten Sinne einer abrupten Wirkung des von außen stoßenden Gottes wieder ein, weil sie das Göttliche zu begreifen imstande ist nur auf Grund einer äußerlich aus der Transszendenz sinnlich greifbar herübertretenden Wirksamkeit.

Dieser halbe Pakt mit der Abstammungstheorie ist eine gefährliche Inkonsequenz. Nachdem man sich einmal bereit erklärt hat, den Standpunkt der Entwicklungslehre anzuerkennen, hat man sich zu vergegenwärtigen, daß er nicht nur naturwissenschaftlicher, sondern auch religiöser Art ist, und daß, wenn wir einmal Gottes Walten in der Entwickelung begreifen gelernt haben, es an Unentschiedenheit des Glaubens, ja an Unglauben zu grenzen scheint, die Ueberzeugung irgendwo zu durchbrechen, daß dem Allmächtigen auf dem Wege der Entwickelung jegliches zu bereiten möglich sei.

Um allen Halbheiten aus dem Wege zu gehen, sprechen wir es offen aus, daß der menschliche Geist ebenso wie der menschliche Leib — selbstverständlich, denn beide sind stets mit einander! — auf dem Wege der Entwickelung, der Abstammung entstanden ist. Und wir behaupten, daß dessen ungeachtet die artliche Besonderheit des Geistes garantiert ist.

Auf den ersten Blick mag allerdings die spezifische Eigenart des menschlichen Geistes ausgeschlossen erscheinen. Der Mensch, aus einem tierischen Ahnengeschlecht vor wer weiß wie vielen Jahrtausenden entsprossen, hat, der Entwicklungstheorie gemäß, sein Wesen aus dem seiner Ahnen hervorgebildet. Ein in unbestimmter Fortbildungsrichtung betriebenes Streben, das naturhaft in seinen Vorfahren vorhanden war, blieb nicht unbelohnt; mindestens einer derselben errang eine Stufe, die ihm das Anrecht auf den Titel des Urmenschen gab. Hiermit aber ist unverkürzbar soviel gesagt: die menschliche Seele, die von diesem Urmenschen herstammt, hat von dessen Vorfahren her das tierische Erbteil in sich. Denn Abstammung gibt es nicht ohne Vererbung.

Daß aber mit diesem Satze nicht gesagt ist, die menschliche Seele sei auf dem Standort des Tierischen stehen geblieben, das ergibt sich aus den deszendenztheoretischen Analogien zu dieser Seelenentwickelung ohne Schwierigkeit. Man mag die Haeckelsche Aneinanderreihung der verschiedenen Seelenstufen bemängeln und mag ihr jeden wissenschaftlichen Wert schon um deswillen absprechen, weil Haeckel an keinem Punkte eine Erklärung oder Veranschaulichung der von ihm postulierten Seelenentwickelung gibt. Aber zur Illustration kann uns seine Stufenleiter der Seele wohl dienen. Er zählt vier Hauptformen aus der „Stammesgeschichte der Seele" auf: Cyto-, Coeno-, Histo- und Neuropsyche (Zell-, Zellvereins-, Gewebe- und Nervenseele). Mit diesen Worten, die bei Haeckel in Ermangelung von Anschauung und Begriff sich einstellen, ist freilich zur Beschreibung der tierischen Seele nichts Beachtenswertes beigebracht. Aber wenn wir das Seelenleben der einzelligen Amöbe oder eines Infusors mit demjenigen eines Hundes vergleichen, so können wir uns bei aller deszendenztheoretischen Entschlossenheit nicht verhehlen, daß hier zwei so verschiedene Seelenstufen vor uns liegen, daß von eigentlicher Aehnlichkeit kaum noch die Rede sein kann. Besteht nämlich die Seelenfunktion des Protozoons, so weit wir bemerken können, lediglich aus passiver Reaktion gegen Reize — und zwar Reaktionen, die ihre chemisch-physikalische Bedingtheit noch sehr deutlich verraten — so sind andererseits beim Hunde ganz neue Fähigkeiten hinzugetreten: sinnliche Wahrnehmung, Bewußtsein, Gedächtnis usw. Diese Fähigkeiten gehen, obwohl physiko-chemisch ausgelöst, in ihrem Funktionswert für den Organismus ersichtlich über das bloß mechanische Spiel hinaus.

Natürlich werden wir nie wissen, in welchem Maße etwa die Ansätze zu diesen seelischen Fähigkeiten auch in den Protozoen vorhanden sind und sich geltend machen; werden also auch nicht wissen, in welchem „Grade" etwa der minimalste Ansatz zu einer Hundeseele schon im Protozoon vorhanden gewesen sei. Wer nicht auf dem Boden der rückständigen Haeckelschen Entfaltungstheorie steht, sondern auf dem Boden der echten Entwickelungs- oder Epigenesistheorie, der beugt seine freimütige Naturauffassung nicht unter das Dogma, daß alles später Hervorgetretene schon im allerersten Anfange keimhaft verborgen gewesen sein müsse. Dies Dogma, das freilich in der Haeckelschen Systemschmiede abermals aufgeglüht ist, hat für die Gestaltung der Entwickelungstheorie schon seit Haller, der es vertrat, und K. Fr. Wolff, der es stürzte, seine Geltung faktisch verloren. Das heißt aber: unter dem Urteil, daß die Seele (der Geist) des Menschen durch abstammungsmäßige Entwickelung entstanden sei, haben wir nicht zu verstehen, daß schon in der primitivsten Tierseele die Ansatzpunkte für die höchste Seelenexistenz vorhanden waren, die sich nur im Laufe der deszendenten Generationen mehr und mehr gedehnt und entfaltet haben. Nach Haeckel muß der Prozeß ungefähr so ausgedrückt werden. Aber man braucht nur die Werke eines Biologen zu nehmen, der sich mit vollem Bewußtsein zu der Errungenschaft der Epigenesistheorie bekennt (z. B. Oskar Hertwig), um zu sehen, daß sich die fortgeschrittene Biologie mit ihrer Neugestaltung der Epigenesistheorie keineswegs mit der so einfachen Formel Haeckels begnügt. Man hat den Ton darauf gelegt, daß das Ei sich entwickelt „in unmittelbarstem Zusammenhang, in steter Fühlung mit dem Naturganzen, unter Benutzung der es umgebenden Außenwelt." Man sieht, daß die Annahme einer bloßen Entfaltung des ursprünglich Vorhandenen die Hervorbildung des Neuen noch nicht verständlich macht und durch den Gedanken wirklicher Neubildung ergänzt werden muß. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß zahlreiche Forscher ohne Rückhalt erklären: „an Epigenesis glauben wir nicht" (Garbowski). Deshalb soll auch die eben angestellte Betrachtung nicht dazu dienen, unsere Frage in die eine bestimmte Anschauungsweise hinüberzuspielen. Wir lassen vielmehr für die weitere Erörterung die Frage offen, ob die späteren als artlich neue uns entgegentretenden Formen durch wirkliche Neubildung entstanden oder durch Umbildung und Wachstum aus allerersten Anfängen hervorgegangen sind. Wir lenken also in die oben gegebene Fragestellung wieder ein und wollen nun auf der Basis des geschichtlich-empirischen Befundes zusehen, ob wir den Menschengeist ebenso eigenartig verschieden von der Tierseele auffassen dürfen, wie etwa das Tier von der Pflanze.

Karl Beth

Briefwechsel mit D. Sulze

Dresden-Altstadt, 10. 1. 10

Lieber Freund,

so manches Jahr habe ich Ihre Arbeit mit treuer Teilnahme verfolgt. Beschwerlich bin ich Ihnen nicht geworden, wenn auch manchmal Widerspruch sich regte. Ihr Neujahrsprogramm aber hat mich so bewegt, daß ich wenigstens Ihnen gegenüber mich persönlich aussprechen muß, wirklich aus Teilnahme für die Christliche Welt. Ich glaube nicht, daß dies Programm ihr heilsam ist.

Ihr Schlußsatz lautet: „Wer heute der Kirche einen Dienst leisten will, der wirke in der Welt." Würden Sie wohl dem Satze zustimmen: Wer der Schule einen Dienst leisten will, der unterrichte die Jugend? Natürlich stimme ich dem zu, daß wir in jedem Verhältnis und in jedem Augenblicke in der Welt zu

wirken haben, sie zum Gottesreiche zu machen. Die Kirche hat dazu in ihrer Weise mitzuhelfen. Ihr tun wir keinen Dienst, wenn wir von dem, was ihre Pflicht ist, ihr etwas abnehmen. Ihr dienen wir nur dann, wenn wir sie in den Stand setzen, ihre Pflicht ganz zu erfüllen. Ihre Aufgabe ist aber die, der Nation dafür einzustehen, daß in ihr keine Seele anders als durch eigene Schuld untergeht, und daß die Macht der Religion durch sie als die das Leben der ganzen Nation beherrschende Macht zu klarem und wirksamem Ausdruck kommt. Dazu der Kirche zu verhelfen, das ist der einzige Dienst, den wir ihr erweisen können, aber auch erweisen müssen. Darum genügt mir die Predigt nicht, auf die Dörries die Wirksamkeit der Kirche beschränken will. Darum fordere ich kirchliche Organe für die Bekämpfung aller Sünden; hilfsweise auch zur Bekämpfung der äußeren Not der Einzelnen. Die Kirche soll an dem Einzelnen tun, was sie tun kann. Sie soll nicht mit dem leichtfertigen Troste sich begnügen, den die Schwärmerei für Hilfsvereine zuweilen unumwunden ausspricht: Alle können wir doch nicht erreichen. Die Arbeit der Kirche darf erst dann endigen, wenn sie wirklich abgewiesen wird.

Die Kirche muß nach meiner Meinung sodann die Ueberzeugung begründen, daß alle Lebensverhältnisse von der Macht der Religion beherrscht sein müssen. Sie darf also nicht dem Grundsatz huldigen: Die Religion ist ein Lebensgebiet für sich, die Naturwissenschaft mag atheistisch sein. Sie hat die Naturwissenschaft in keiner Weise zu hemmen; sie hat aber darzutun, daß die Rätsel dieser Wissenschaft nur dann sich lösen, wenn die Natur als Offenbarung Gottes anerkannt wird.

Sie muß die Ueberzeugung begründen, daß die atheistische (die manchesterliche und die sozialdemokratische) Sozialpolitik und der atheistische Staat der Untergang der Nation sind. Für die richtige Auffassung der Sozialpolitik hat unser großer Kanzler die Bahn gebrochen. Der atheistische Staat ist nur zugleich mit der konfessionellen Trennung definitiv zu überwinden, die ihn begründet hat. Im protestantischen Lande hat der Staat in den protestantischen Schulen um seinetwillen, nicht im Dienste der Kirche, der er für ihren Konfirmandenunterricht hinreichend Raum zu geben hat, den Unterricht im Christentum Christi anzuordnen. Das sind meine Ideale. Ideale sind natürlich nur Leitsterne.

Ich denke, daß es mir auch darauf ankommt, die Welt mit der Religion, der christlichen Religion, zu durchdringen. Die Hilfe der Kirche halte ich für absolut notwendig. Der Satz aber: Wer der Kirche einen Dienst leisten will, der wirke in der Welt — dieser Satz ist mir zu wenig prägnant.

Ich bin zu Ende. Nehmen Sie diese Zeilen so freundlich auf, wie sie gemeint sind; und seien Sie herzlich gegrüßt von

Ihrem E Sulze

Marburg, 13. 1. 10

Hochverehrter lieber Herr D.,

ich danke Ihnen, daß Sie mir den Abdruck dieses Ihres Briefes gestattet haben. Nicht weil ich mich nun öffentlich gegen Sie verteidigen kann, sondern weil ich nichts lieber wollte, als daß Ihre Losung den weitesten Widerhall fände in unsrer ganzen evangelischen Kirche.

Rechtfertigen möchte ich mich nur insofern, als ich daran erinnern muß, daß ich ja im ganzen vorigen Jahr tapfer mit Ihnen in Einer Front gestanden habe. Seit das Wort in Heilbronn fiel, das Ihnen mißfällt, habe ich dawider gekämpft: in Heilbronn selbst, dann in diesem Blatte 1909 Nr. 39 Sp. 925 ff., vgl. Nr. 43 Sp. 1029. Wenn dies nicht in der Form reinen Widerspruchs geschehen ist, so liegt das an der Paradoxie, die in dem Satze enthalten ist und die ein Nest von beidem, Wahrheit und Irrtum, bedeutet. Und nachdem ich in Nr. 39 dem dadurch geförderten Irrtum entgegengetreten war, wollte in nun in Nr. 1 mich doch auch einmal zu der gleichzeitig dargebotenen Wahrheit bekennen. Kein „Programm" sollte das sein, aber die Betonung einer Teilwahrheit, in der ich mich mit dem Urheber des Wortes von Herzen eins weiß.

Nun kommen Sie und rühren mir mein Gewissen mit Ihrem jugendlichen Idealismus, dem gegenüber man sich ganz greisenhaft vorkommt. Und ich sage wider Ihr Kirchen-Ideal als solches kein Wort.

Aber fragen möchte ich Sie öffentlich: Wie können Sie sich dies Ideal von Kirche so frisch erhalten nach den Enttäuschungen, die Ihnen die Kirche zeit Ihres Lebens bereitet hat? Es handelt sich ja für Sie und mich hier nicht um die Kirche, die wir glauben, um die sogenannte „unsichtbare" oder „ideale" Kirche, die Gemeinde aller Kinder Gottes auf Erden und im Himmel. Sondern es handelt sich für Sie um die Idee der Landeskirche, der deutschen Landeskirche, der ihre Wirklichkeit überall im Vaterlande sich annähern soll, — eine Aufgabe, an der jeder evangelische Christ, an der auch die Christliche Welt mit allen Kräften mitzuarbeiten berufen ist.

Nun, hochverehrter lieber Herr D., der Jammer ist ja der, daß diese Kirche uns gar nicht so wie Sie es wollen, an ihr und durch sie arbeiten läßt! Haben Sie das nicht genug erfahren? Hat die sächsische Landeskirche Sie mit Ihrer vorbildlichen Kirchlichkeit, mit Ihren Gedanken und Ihrer Energie, auch nur den bescheidenen Platz in ihrer Landessynode einnehmen lassen? Hat sie bis heute auch nur ausdrücklich willkommen geheißen, was in Ihrem Geist und Sinn sich bei den Pfarrern und Gemeinde regte? Es liegt ja wenig daran, ob Sie persönliche Ehre und Anerkennung erfahren haben. Aber das Schlimme ist dies. Unsre Landeskirchen und die sie leiten, sind so durchdrungen von der wesentlichen Wohlfahrt ihrer empirischen Institution, daß sie es als eine Schmähung und Lästerung empfinden, wenn ein Drews sie wie in seinem Heilbronner Vortrag auf jahrzehntelange Versäumnisse hinweist, oder wenn ich wahrlich nur aus Angst um ihre Existenz und Mission über ihre Rückständigkeit klage. Oder hat die sächsische Landeskirche das „Zeichen der Zeit", das in den Zwickauer Thesen ihr geschenkt wurde, etwa begriffen und genützt?

Und diesen Landeskirchen, die so steif und langsam und träge sind, trauen Sie den von Ihnen geschilderten hohen Beruf für unser deutsches Volk, diese Fähigkeit, sogar auch den konfessionellen Zwiespalt zu überwinden, immer noch zu?

Wie gerne stärke ich mich an diesem Ihrem Zutrauen. Aber dann muß unsre Kirche erst gründlich Buße tun! Und aufs Bußetun hat sich, seit Jesus auf Erden war, Niemand schlechter verstanden als die offizielle Kirche.

Was aber sollen wir tun, bis die Kirche sich auf ihren eignen Zustand besinnt? Gewiß auch in ihr für sie arbeiten — das ist meine Stellungnahme in Heilbronn. Aber, hochverehrter Herr D., das füllt unsre Kräfte nicht aus. Die Kirche als solche gibt uns nicht genug zu tun! Und sodann — gerade als Kirchenchristen müssen wir auch wieder hinaus in die Welt, damit die Welt draußen sieht: wir Kirchenchristen taugen etwas. Sie ist gar nicht so, daß sie das nicht sehen wollte. Sie ist heute nicht so. Und sie nimmt gern den Ueberschuß an religiös-sittlicher Energie, den wir haben und den die „Kirche" nicht verbraucht und nicht verträgt, auf, wir müssen diesen Ueberschuß nur getrost einsetzen für die moralischen Interessen, die uns überall wie die Luft umgeben! Und auf diese Seite der Sache habe ich, wie Traub in Heilbronn getan hat, nun auch des Ernstes der Sache wegen hinweisen wollen, und habe das in Nr. 1 getan.

Nur zu gerne aber kehre ich zur „Kirche" zurück, um so wie Sie es wollen, in ihr und durch Sie zu wirken. Sagen Sie mir nur, wie Sie es machen, daß Sie mitten in der Mattigkeit und Starrheit Ihr Zutrauen auf das, was sie leisten muß und wird, so lebendig erhalten? Wie dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie mich lehren könnten, „die Saat kommen zu sehn" und „das volle seltene Glück mit vollem Bewußtsein in der zerbrechlichsten Schale zu tragen." Ich kann bei allem Optimismus hinsichtlich der letzten und höchsten Dinge mich schwerer Sorgen um unsern kirchlichen Betrieb nicht entschlagen.

In herzlicher Hochschätzung Ihr getreuer

R

Dresden, 20. 1. 10

Lieber Freund,

für Ihren energischen Beistand im Ringen nach der Erneuerung unserer Landeskirchen kann ich natürlich nur aufrichtig danken. Meine unerschütterliche Hoffnung ist auf meine Anschauung von der geschichtlichen Entwickelung unserer Nation in den letzten Jahrhunderten gegründet. Die Neubegründung unserer Nation am Anfange des vorigen Jahrhunderts ruhte auf der Erneuerung des Christentums der religiös-sittlichen Autonomie, das die Macht der Wirksamkeit Luthers war. Das traditionelle Christentum beider Konfessionen hat nun, nicht zufällig, im freien Staate noch ein Mal Macht gewonnen. Es sollte noch ein Mal zeigen, was es in sich trägt, und was es bedeutet. Ich zweifle keinen Augenblick, daß gerade die Reproduktion des sechszehnten Jahrhunderts die Nation zwingen wird, zu dem mächtigen Fortschritte des inneren Lebens zurückzukehren, der ihre Rettung in der größten Gefahr ermöglichte. Sie wird es dann tun in der Gewißheit, daß diese Erneuerung ihres inneren Lebens unvermeidlich ist, daß sie der konfessionellen Ueberlieferung noch einmal ihr volles Recht gegönnt, und daß sie bei ihrer Ueberwindung nichts von dem verloren hat, was sie ihr zu bieten vermochte. Ich stehe am Ende meines Lebens. Ihnen aber und Ihren Mitarbeitern möge Gott geben, daß Sie den unabweislich notwendigen Fortschritt, dem die deutsche Nation entgegengeht, noch erleben. Mit herzlichem Gruß bin ich

Ihr treu dankbarer E Sulze

Aus Luthers Römerbriefkommentar von 1515/16

10

Einen Jahrmarkt haben sie jetzt aus dem Kultus und der Gottesverehrung gemacht. (II, 281)

Ich fürchte, daß die kirchlichen Gebete heute mehr Hemmnis als Heilmittel sind. (II, 288)

Nichts wahrhaftig müssen die Christen häufiger tun als beten, nichts aber auch kostet mehr Mühe und gewaltige Vollhingabe, ist gerade dadurch auch wirksam und fruchtbringend. Denn hier „leidet das Himmelreich Gewalt und die Gewalt tun, die reißen es zu sich“ [Matth. 11, 12]. Denn es ist das Gebet meiner Meinung nach ein ständiges „Gewalt-tun“ des zu Gott erhobenen Geistes, gleich wie ein Schiff, das gegen die Gewalt des reißenden Wassers emporgetrieben wird. (II, 290)

Allmächtig ist das wahre Gebet, wie der Herr sagt: „Wer da bittet, der empfängt“ [Matth. 7, 8]. „Gewalt-tun“ muß also Jeder und bedenken, daß, wer betet, gegen den Teufel und das Fleisch kämpft. (II. 290)

[Zu Röm. 12, 17] Wir sind nicht dazu geboren, Seelen zu vernichten, sondern zu retten. (II, 295)

Ein Freund fühlt nicht so die Wohltat wie ein Feind; denn jener glaubt einen Anspruch darauf zu haben, kann nicht genug bekommen und wundert sich nicht weiter über die Gunst des Wohltäters. Der Feind aber, weil er sich unwürdig dünkt, wird ganz hingerissen zum Wohltäter. So hat Gott für seine Feinde seinen eingeborenen Sohn dahingegeben, um uns heftigst zu ihm zu entflammen und den stärksten Haß gegen uns in uns hervorzurufen. Ein Feuerofen ist so Christus. (II, 296)

W K

Teufelsglauben

Eine Zuchthausgeschichte

Eben hatte noch draußen in der Nacht ein Hündlein gekläfft, mit dem Ton, wie Hunde den Mond anbellen. Dann aber lehnte der Pfarrer Gottlieb Hämmerling im Fenster, und gleichzeitig mußte auf einen heimlichen Wink irgend eine Verabredung getroffen sein. Denn jetzt war die ganze tagtägliche Welt, das Städtchen, der Fluß und das Zuchthaus verwandelt in Geisterland. Alles, was tagsüber tot und stumm das Treiben an sich vorbei ließ, gelangte zu dem beseelten Leben geheimnisvoller Persönlichkeit. Vorweg die Zuchthausburg, der Kirchturm mit dem blinkenden Goldkreuz, der Fluß mit den Lichtern der Brücke, und drüben in der Au die vielen weißen Kreuze in der Stadt der Toten.

Weit lehnte sich Gottlieb Hämmerling hinaus. Der Fluß redete wie ein Mensch mit verhaltener Stimme. Der Kirchturm schlug nicht Mitternacht, wie er zwölf Uhr schlug, wenn die Leute zum Mittagessen eilen. Er rief mit warmer, tiefer Freude eine wichtigere Zeit aus als Essen und Trinken. Und als der Kirchtum fertig war und sein Goldkreuz aufreckte ins Mondlicht, trat das Zuchthaus auf die Felsenkanzel und predigte.

Da war Gottlieb Hämmerling selber einer, der durch Geisterland wandelte, und als er nach einer langen Weile, voll gesammelt vom Schauen, in seine Stube zurücktrat, schrieb er auf ein Blatt Papier, was er am Tageslicht noch einmal nachlesen wollte.

Der Kirchturm hatte sich gegen die Zuchthausburg gereckt und sein Kreuz gehoben als Schwurzeuge, und drüben über dem Fluß gleißten die vielen weißen Kreuze aus der samtnen Nacht und dem Schatten der Cypressen. Aber das Zuchthaus hatte höher gestanden als sie alle und über das ganze Tal hin gepredigt mit glühenden Augen wie ein Fanatiker.

Darum schrieb Hämmerling auf ein Blättchen: „Trotz der Gottes-Steindenkmäler und der vielen Kreuze auf allen Gräbern im ganzen Land ist der Glaube an den Teufel und an des Bösen Macht zehnmal lebendiger und kräftiger als der Glaube an Gott. Trotzdem der Teufel bislang noch kein steinernes Mal hat. Oder vielleicht gerade deswegen? Weil doch nur den Verstorbenen Steinmäler gesetzt werden zu ehrendem Nachdenken? Wir aber leben und sterben allesamt zu des Teufels Lebzeiten und glauben lieber zehnmal bei unserm Mitgesellen an des Bösen Macht und an den Teufel, als einmal an des Guten Obergewalt und an Gott.“

Zögernd schrieb die Hand: „Vielleicht müßten die auf die Wohlfahrt der Leute Bedachten sinnen, wo der Teufel bald sein steinernes Grabhaus hätte, abseits von den Gassen und der Brücke über den Fluß. Und vielleicht ists aus dem umgekehrten Grunde wünschenswert, daß alle frommen Gottesleute Feuer vom Himmel beteten für eine Zeit, wo um der lebendigen Gegenwart Gottes willen in allen Gassen und Häusern die sonderlichen Gotteshäuser ausbrennen könnten zu Ruinen und alle Leute von besonderer bestellter Geistlichkeit überflüssig wären.“

Vielleicht. Gottlieb Hämmerlings Hand schreibt zaghaft und nur für sich und schließt das Blättlein fort.

Im Schlafzimmer zog er die Vorhänge dicht vor dem Mondlicht zusammen, damit Weib und Kinder keine unruhigen Träume hätten.

Nach seinem Gesicht aber huschte noch ein letzter weißer Strahl, und es fiel Hämmerling ein, daß das Mondlicht ihm eine Spur weise, weshalb der Strafgefangene Konrad Kräck sich vor dem Pfarrer so unausstehlich abweisend verhalte. — —

*

Als Konrad Kräck konfirmiert war, nahte sich ihm der Teufel mit der Stimme seines Vormunds und sagte würdevoll, wie der seiner reichlichen Pflichterfüllung Bewußte tut: Nun brauchst du zu deinem schwarzen Konfirmandenanzug nur noch eine weiße Binde für fünfzehn Pfennige — hier sind sie — und du kannst im Honoratioren-Gasthaus „Wilhelm der Schweiger“ das Kellnerhandwerk erlernen.

Das Städtchen gehörte zu den vormaligen Stammlanden des großen Oraniers, und es war ein Rest von Lebenstrotz, daß es in Ermangelung einer Gegenwart und Zukunft mit steifen Blicken festhing an seiner Vergangenheit, die Fürstengruft in der Stadtkirche als Sehenswürdigkeit pflegte, an die Königin der Niederlande Beileids- und Ergebenheitsadressen richtete und es gerne hatte, wenn seine Bürger das Stadtwappen, die beiden hungrigen Leoparden, als Anhängsel an der Uhrkette trugen. Die alte trotzige Stammburg hatte sich leider als Zuchthaus so sehr an der Vergangenheit versündigt, daß sie nur mit einem geistlichen Vorbehalt und auf Ansichtskarten nutzbar blieb.

Es war selbstverständlich, daß die Sammelstätte der Honoratioren nach Bewältigung des täglichen Akten- und Straßenstaubes nur heißen konnte „Wilhelm der Schweiger“. Ebenso selbstverständlich war, was jedoch niemand im Städtchen von ferne ahnte, daß auch der Teufel als Lebemann mit den üblichen gekräuselten Höflichkeitslinien am Stammtisch der Honoratioren Platz nahm.

Hier lag Konrad Kräck mit den huschigen Bubenaugen wie eine Forelle, schwänzelte mit der Serviette und schnappte, was ihm vom Stammtisch aus zuschwamm. Eine Zeitlang widerstrebte in ihm eine angeborne, unausgesprochene Scheu. Der Teufel aber klapperte lustig mit dem Stammschoppen und sang nach der Polizeistunde beifällig aufgenommene, giftsüße Lieder. Augenzwinkernd behandelte er den Knaben als erwachsen: du weißt schon, es heißt nicht „Habt nicht lieb die Welt“. Du weißt, was gut schmeckt, und was die Leute mit Glück anfüllt bis zum Ueberlaufen.

Wilhelm der Schweiger sah aus dem Tabakgewölk zu und schwieg. Es wäre gegen seinen Grundsatz gewesen, überflüssige, von niemand verstandene Worte zu reden: daß im Honoratiorengasthaus eigentlich nichts ohne Vorwissen des Teufels geschehe; so sehr, daß es zweifelhaft erscheinen möchte, ob nicht der Teufel der heimliche, hinter einem Strohmann versteckte Besitzer sei. Das gesamte Personal lief ihm an der Fingerspitze. Sogar der alles wissende Küchenchef gehorchte ihm als dem Meister und ließ sich die ausgesuchte Folge von Leckerbissen für das Herrnessen am Samstag abend zusammenstellen.

So nahm der Teufel auch die Erziehung des Kellnerlehrlings völlig in die Hand. Der Herr-Ober war nicht umsonst selber Lehrling gewesen. Aber selbst das begehrliche Lächeln des jüngsten Hausmädchens, einer Mitkonfirmandin Konrads, fehlte nicht in des Teufels Unterrichtsplan.

Nach Ablauf des ersten Jahres beging Konrad die Wiederkehr seines Konfirmationstags noch mit der leisen Empfindung einer feinen Wehmut, hörte durch die hallenden Kirchenglocken

den rollenden Baß des alten Kirchenrats und las auf den gebügelten Sonntagsgesichtern der Kirchgänger seinen Konfirmationsspruch: „Ich will euch nicht Waisen sein lassen, ich komme zu euch."

Aber der heimliche Druck wich vor einem Kognak. Der Heiland kam nicht aus seiner Kirche. Und Konrad mußte den Teufel beim Frühschoppen bedienen. — Noch ein Jahr, und der ehemalige Lehrling konnte mit weißgeschälter Brust und schwebenden Frackschößen das vollkommene Abbild der Kellnerzunft darstellen, mit den jongleurartig wippenden Handbewegungen und den einwärts geneigten Knieen. Sogar die beginnenden Plattfüße stellten sich ein.

Es war die Zeit, als Konrad Kräck sich veränderte und zu seiner völligen Ausbildung sich in der großen Welt umsah. — —

Als er dann nach etlichen Jahren wieder in das Städtchen zwangsweise zurückkam und zur Schande seines ehrbaren Vormunds in das Zuchthaus abgeliefert wurde, hatte er nur nach dem oberflächlichen Urteil der Philister keine gradlinige Entwicklung gehabt in des Teufels Schule. Vielmehr war er längst dahinter gekommen, daß die Grenze, mit welcher die bürgerliche Ehrsamkeit durch Paragraphen sich von des Teufels Dienst abzäunte, scheinheilige Aufmachung sei. Wollte ihm, als Kellner an ersten Plätzen, jemand abstreiten, was er ständig bis zum Morgengrauen und bis auf die knappen Stunden bleiernen Schlafs mit ununterbrochener Beweisführung vor Augen hatte? nämlich: daß nach dem Urteil der Auserlesenen das begehrteste Menschendasein die bis zur Tollheit aufgepeitschte Lebenslust sei? Hatte er umsonst sichs abgesehen und, so oft er wollte, es bestätigt gefunden, daß das wahre Wappenbild der Welt nicht durch Leoparden, Adler und Löwen dargestellt werde, sondern durch den hohlen Handteller und den offenen Hut des Leiermanns? Und Konrad Kräck sollte es für grundverschieden und verbrecherisch ansehen, wenn er in jenem raffinierten Modebad einem bewußtlos trunkenen Spieler den erraffeten Gewinn aus der Tasche nahm? Er handelte nicht teuflischer als seine Umgebung und hatte sich lange genug anreizen lassen, auch einmal als Herr am Tischlein-deck-dich zu sitzen und Kellnerbeine und Rockschöße diensteifrig fliegen zu sehen. Und weil er daran gehindert wurde durch die rauh zufassenden Polizeifäuste, sollte er sich einen Spitzbuben und Räuber schelten? . . .

Konrad Kräck hob frech die Nase in die Luft, als er am hellichten Tag als Leut-Entsetzen mit geschlossenen Händen zwischen Säbel und Gewehr durch sein Vaterstädtchen und an Wilhelm dem Schweiger vorüber nach der Verbrecherburg geführt wurde.

*

Konrad Kräck soll im Zuchthaus umlernen vom Teufel zum Glauben an den weißen Gott der ehrbaren Leute und an die Obermacht des Guten. Im Zuchthaus soll der Teufel sein steinernes Mal finden und begraben werden.

Darum machte schon von weitem die Burg ein Gesicht voll finsterer unerbittlicher Entschlossenheit. Richtig wie ein Grab auf steiler Felsenhöhle oberhalb der Dächer sah sie aus.

Nur mußte das Einsargen und das Begräbnis des Teufels mit letzter angestrengter Mühsal verbunden sein, so daß die Leichenleute die ganze Nacht hindurch Licht brannten und auf Schritt und Tritt ein Aufgebot großer Anstrengungen sehen ließen, vom untersten Burgverließ bis in die Kammer des Turmes hinauf.

Ein eisenklirrender Wille ging im Taktschritt und rauhem Befehlston durch alle Gänge. Schon als das Außentor hinter Konrad Kräck hart ins Schloß zurückschlug, mußte ihn das gehorsame leichenstille Schweigen belehren, daß ein neuer Herr Hand an ihn gelegt habe.

Mit zähneknirschendem Ernst! Denn wenn sich Konrad nicht belehren ließ und den Teufel samt seinem vorigen Leben nicht wollte tot und begraben sein lassen? . . Der Anstaltsoberste hob vor dem Neuling langsam die Hand und deutete mit dem Finger auf den elektrischen Knopf neben seinem Amtsstuhl: „Ein Fingerdruck von mir auf den Knopf — und das ganze Bataillon steht mir zur Verfügung!"

Es behinderte den Vorsteher nicht im mindesten, daß er wegen seiner zerschossenen Beine am Stock humpeln mußte. Auch der Staat mit seiner gesamten furchtbaren Waffengewalt wollte, wie das Zuchthaus wollte.

„Ein Fingerdruck." Wollte Konrad Kräck sich selber umbringen und anders wollen und den Teufel aus dem Grab holen?

Zu keiner Stunde blieb der neue Herr unsichtbar; in seinen Dienern mit militärischem Haarschnitt und seiner wie die Zuchthauskleidung den Menschen von Kopf bis zu Fuß umfassenden Dienstordnung. Konrad hatte nicht den mindesten freien Willen dagegen.

Auch die Kirche mit ihrem Diener Gottlieb Hämmerling ging dem Zuchthaus und dem Staat zur Hand. Frühmorgens, wenn Konrad sein Bett gemacht und sein Waschgeschirr blitzblank gescheuert hatte, hieß man ihn die Hände falten und mit Gebet und dem Gelöbnis zur Besserung sein Tagewerk beginnen. Vor Nacht betete ein ergrauter Sträfling mit schallender Stimme den Abendsegen vor. Und mitten durch die Werktagsarbeit schrillte die Hausglocke, dann befahl sie Konrad Faden und Nadel hinzulegen und mit Gesangbuch und Schemel sich zum Religionsunterricht einzufinden. Sonntag um Sonntag: Antreten zum Gottesdienst! Und am Nachmittag: Antreten zur Singstunde — in der zweistimmig Choräle geübt wurden.

Und Woche für Woche kam der Pfarrer Hämmerling nahe vor Konrad Kräcks Gesicht und sah ihm in die Augen.

*

Es ist nur mit unsicherer Stimme zu sagen, wie das Unglaubliche geschah. Ob sich der Teufel zuweilen noch im Grab bewegte? Dann mußte ihn Konrad Kräck bei der leisesten Regung spüren vor allen übrigen Zuchthäuslern. Wie konnte er sonst der geschlossenen Wucht zum Trotz, die von allen Seiten auf ihn eindrängte wie ein Faßreifen, einen Gegendruck wagen? nicht nur leise verstohlen, sondern mit offener Widersetzlichkeit.

Während draußen in der offenen Teufelswelt Schnee und Regen die letzte Lebenswärme ausfegte, gewährte das Zuchthaus seinen Insassen als täglich erwiesene Guttat ein reinliches Lager, einen warmen Platz im Trocknen und die in ihrer Zusammensetzung und Zubereitung wissenschaftlich gebilligte Kost. Jedem mußte sichs handgreiflich bis auf die Haut, die warmen Zehen und den vollen Magen beweisen, daß er jetzt zur beginnenden Winterszeit von einer Fürsorge umgeben sei, die vordem den Allermeisten — nahezu Allen — ebenso gemangelt hatte wie dem obdachlosen Wind und den zigeunerhaften Dohlen, die um den Dachfirst schrieen.

Konrad Kräck dagegen unternahm es, das Zuchthausessen insgesamt, sonderlich die berühmte steife Rumpfordsuppe — ein Schweinefutter zu heißen und in den offenen Küchenkessel hinein zu lästern: die Zuchthausoberen gingen darauf aus, die Gefangenen durch diese, vom Hotelessen allerdings merklich unterschiedene Nahrung, langsam umzubringen.

Jählings, im Blitzlicht, leuchtete das Wort an der schweigsamen Fensterfront im Burghof hinauf und bis in die Felsenkammern hinab, dem Teufel ins Grab: Konrad Kräck glaubte dennoch nicht, daß der Teufel tot sei!

Der Hausvater stellte sich auf die Zehen, öffnete Augen, Mund und Notizbuch und ging federleichten Schritts in den Mittelpunkt der Zuchthausgewalt, vor den Amtsstuhl und den elektrischen Knopf und schluchzte mit der hellen umbrechenden Stimme, welche Niedertracht — „sozusagen" -- von Konrad Kräck zu melden war.

Der Anstaltsoberste war darauf vorbereitet. Schon in der ersten Stunde, beim Hinweis auf den bedeutsamen Fingerdruck hatte Konrad Kräck mit einem solch sprechenden Seitenblick geantwortet, daß Papa Schnücke das Blut in den Kopf stieg. Er zog die Faust um den Bleistift zusammen und wartete „auf die erste Gelegenheit."

Papa Schnücke strich den Schnurrbart lang aus: „Fünf Tage Eisen bei Wasser und Brot!"

*

Der Pfarrer Gottlieb Hämmerling löffelte geistesabwesend in seiner Mittagsuppe. Als er den fragenden Blicken seiner Frau begegnete, aß er hastig den Teller leer und ging auf seine Stube, ohne, wie er sonst gerne tat, noch ein Viertelstündchen zu plaudern.

Wieder der Sträfling Konrad Kräck! Gottlieb Hämmerling wußte genau, daß Papa Schnücke bei diesem mit der eisernen Hand den obersten Zweck des Zuchthauses nicht erreichte.

„Giftkröte" hatte ihn jemand genannt, als Konrad Kräck abgeführt wurde und ihm begehrliche Glut in den Augen züngelte.

Und Hämmerling hatte kein Wort über die Lippen gebracht. Er fühlte sich allein und hätte zuviel sagen müssen und zuletzt doch nichts gegen den Einwand gewußt, daß der verantwortliche Zuchthausoberste, der mit der schwersten Aufgabe im ganzen Land beauftragt war, nicht handeln durfte wie ein Pfarrer. Es erhöbe sich ein Geheul in den Mauern und alle Türen führen auf, und die Lüfte und die stillen Gassen heulten von der Angst der Feuerglocken.

Vor den Fenstern strich der Winter seine Ruten, wie Papa Schnücke seinen Schnurrbart. Der Winter strafte die Welt um den Sommer, den er leiden mußte.

Die Giftkröte lernte im Zuchthaus gewiß nicht um.

Als Gottlieb Hämmerling im Zuchthaus ein Jahr lang türaus und türein gegangen war, und hinter jedem Riegel ein Menschengesicht traf wie ein Tier im Käfig, meinte ers nicht länger mehr zu ertragen, wenn ihm seine schweren Gedanken nicht einmal stockend über die Zunge kämen.

Ob die Zuchthausoberen, die lange Jahre zugesehen und nicht eines Tags gesagt hatten „ich kann nicht mehr", glaubten, daß das Zuchthaus einen Menschen bessere? — denn Hämmerling selber hatte hart mit sich gerungen, wie er sich diesen Glauben bewahre und nicht davonliefe.

Da hatten sie Alle mit dem ganzen Angesicht gelächelt, wie die Erwachsenen lächeln über eines Kindes Frage. Keiner hatte an das Zuchthaus einen guten Glauben behalten. Es war nur ein Schauspiel, eine Mummerei, des Teufels Begräbnis. Vielmehr war der Teufel nirgend lebendiger als im Zuchthaus. Das glaubten Alle willig.

Darauf Hämmerlings schreckensbleiches, starrendes Angesicht.

Da ging ihr Lächeln in bitteres Lachen über: Ja, der Wille war löblich und die Vorschriften. Aber, aber . . .

Sie konnten gar nicht fertig werden, als sie einmal angefangen hatten. Sie hatten Alle gewollt, was der Pfarrer wollte, zuletzt aber waren sie stumpf geworden.

„Nur nichts Neues machen, nur nichts Eignes, um Himmelswillen nicht", lautete ihr Rat. „Alles nach Schema F und möglichst Schieben — urschriftlich mit dem ergebensten Bemerken weitergereicht."

Heiliger St. Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an!

Es wurde dunkel und die zornige Gewalt rüttelte lauter an den Fenstern.

In einigen Jahren werde auch Gottlieb Hämmerling „Bescheid wissen und klug geworden sein." —

Ueber dem Schreibtisch hielt der weiße Christus unbeweglich aus der Dämmerung hervor die segnenden Hände. Hämmerling stöhnte laut auf. Am Ende war es zweifelhaft, ob nicht Pfarrer Hämmerling ungewollt bei Konrad Kräck des Teufels und nicht Gottes Diener war, und ob nicht der Teufel alle Gottesdienste und alle frommen Veranstaltungen heimlich in seine Gewalt brachte.

Am ersten Sonntag, als Konrad Kräck eingeliefert war und der Pfarrer von den gefalteten Händen aufschaute, war er erschrocken. Es hatte ihm Einer mit den grellen Blicken seiner Augen zugerufen: „Männlein, steig herab von deinem erhabenen Platz, denn alle deine Worte sind Luft."

Wenn Konrad Kräck den Kopf seitlings neigte zum Lauschen, hörte er, wie gleichmäßig draußen vor der Kapelle der lungenkranke Züchtling den Burghof kehrt.

Gottlieb Hämmerling gab sich Mühe, seinen Feind im Gottesdienst zu übersehen. Andre Menschen waren da mit verzweifelnden Mienen, die schrieen: „Pfarrer, hast du keinen Trost?"

Und doch konnte er nicht wegsehen. Immer wieder kehrten seine Blicke auf denselben Platz zurück.

Man müßte diesem das Wort brüderlich ins Ohr sagen, mit dem Arm um die Schulter gelegt.

Aber soweit reicht kein Arm, so stark ist keine Hand. Spannelang ist der Menschenarm, ein Stumpf mit kurzen Fingergliedern.

Konrad Kräck hob die Hand zum Mund und gähnte.

Aber hob er die Hand nicht zu hoch, gähnte er nicht herausfordernd?

Leise, leise wollte Hämmerling hoffen: Es war doch noch nicht umsonst, der Andre wehrte sich.

Aber sie dürften dann nicht Alle, Alle, die Unteren samt dem Oberen, immer nur glauben: Sie müßten, wenn sie zur Nachtrunde den Schlüssel griffen, sich den Tod selber ans Koppel schnallen und sich auf das Schlimmste gefaßt machen und sich verwundern, wenn sie wider Erwarten einer Menschlichkeit begegneten auf den steinernen Gängen statt einem Gespenst.

Nein, nein! Es paßt nicht in die Welt, was der Pfarrer Hämmerling will. Die Kerkermeister müßten sterben, wenn sie im Zuchthaus an den weißen Heiland glaubten und nicht an den Teufel in dunkler Nacht.

Darum saß Hämmerling im Dunkeln und hörte den Sturm und war allein.

*

Nun war Alles klar und hart wie der Frost auf der Erde. Wiederum wurde an dem Ort, wo ein Fingerdruck die furchtbare säbelrasselnde Gewalt mit gellem Hornruf aus den Gassen rufen konnte, von Konrad Kräck berichtet.

Beim Morgengebet hatte er beide Hände in den Taschen gelassen und den Befehl des Aufsehers, die Hände zu falten, verhöhnt: Er könne seinem Gott dienen, wie er wolle.

Und dem Papa Schnücke selber lästerte die Giftkröte ins Gesicht: Er glaube nicht an den Klim-bim, so wenig als die Andern; warum sollte er seine Hände nicht lassen, wo es ihnen in dem ungeheizten Schlafsaal am behaglichsten war?

Papa Schnücke schlug in der Sitzung der Oberbeamten vor: „Drei Tage Eisen!" Er sah den Pfarrer an, als erwarte er dessen Dank.

Gottlieb Hämmerling stützte das schwere Haupt mit beiden Händen und atmete laut, ehe er antwortete:

„Ich möchte ihn am liebsten vom Gottesdienst befreien . . . Aber das geht wohl nicht?" murmelte er in sich hinein.

„Nein, das geht nicht," bestätigte der Vorsteher entrüstet und strich den Schnurrbart aus.

„Es geht nicht," wiederholte die Uhr. Man mußte Konrad Kräck mit Eisen die Finger zusammenbringen.

Dann werde es künftig fast unmöglich sein, daß er in seinem Leben noch einmal von selber bete.

Hämmerling rückte den Stuhl zurück und ging mit verstörten Augen hinaus.

Es hatte ihm eine Stimme zugeflüstert: Wenn diese nur eine Minute an Gottes lebendige Gegenwart glaubten, wollten sie nicht ihn ebenso verteidigen wie das Zuchthausessen.

Gottlieb Hämmerling wandelte am hellen Tag im Geisterland und sah Gespenster.

*

„Endlich! endlich!" — Der Hausvater Sozusagen schluchzte. Ihm war eine große lang erhoffte Freude widerfahren. Endlich hatte Einer, dessen Namen er nicht erst zu nennen brauchte — sein Teil.

Als die Mitternacht den letzten Schlag ausschlug in die sternenlose Nacht, peitschte der scharfe Knall eines Schusses hinterher und die Alarmglocke zeterte.

Die Laterne machte als Nachteule Halt am Fuß der steilen Felsen und fand Konrad Kräck mit zerschmetterten Gliedern. Das Seil, das er aus dem Bettleinen und der Zudecke herstellte, reichte nicht über die Mauern bis auf den Grund der dunklen Tiefe. Und als der Schuß knallte, wagte er den Sprung.

Nun lag er im Lazareth und wußte nichts von sich und der Welt, nichts vom Zuchthaus und der gerechten Strafe, die ihn ereilt hatte. Ab und zu öffneten sich zuckend seine blassen Lippen zu einem dumpfen Schmerzenslaut. Er hatte sich bei dem Sturz beide Beine und einige Rippen gebrochen und sich im Rücken ein solches Stück Haut vom rohen Fleisch geschunden, daß der Anstaltsarzt, als er sich von der Untersuchung aufrichtete und den goldnen Kneifer bedächtig einsteckte, die Achseln zuckte: „Wenn er seine Knochen alle säuberlich verheilt, selbst die gesplitterten Rippen, soviel Haut wächst ihm nicht von selber."

Ja, ja, warum auch nicht? Um Konrad Kräck, in dessen Akten eine schwere Hand das eine Wort „unverbesserlich" geschrieben hat, wars nur schade, wenn man ihn wieder auf die Menschheit loslassen müßte. Dann könnte man Etwas erleben!

So meinten Alle. Der Pfarrer, der nicht so meinen durfte, schwieg.

Es müßte denn eine gute Tat geschehen, von solch unwiderstehlicher Beweiskraft, daß ihr gegenüber alles Leugnen vergeblich wäre, . . . sinnierte Gottlieb Hämmerling, als er die Treppe zu den Gassen hinabstieg, an den Menschen vorbei sah und erst durch ihren lauten Gruß zu sich kam.

In den folgenden Wochen traf über Weihnachten und Neujahr Alles ein, was des Doktors Wissenschaft vorausgesagt hatte. Alle schweren Verletzungen begannen zu heilen; aber die Wunde am Rücken wollte sich nicht schließen.

Nur ein Stück Haut fehlte; ein Stück lebendige Menschenhaut, aus dem Gesunden geschnitten und auf Konrads Wunde verpflanzt, konnte helfen.

Es müßte Einer für ihn tun, was nur eine Mutter für ihr Kind tun kann in äußerster Not.

Aber daß Jemand sich fände für einen Zuchthäusler, gar für die Giftkröte, . . . das zu glauben, ist ganz und gar menschenunmöglich. Solch Einer, ders so getrieben hat, hat nicht Mutter und Brüder und kein warmes Plätzlein, das Heimat heißt.

Es war darum eine unbegreifliche Stunde, als eines Morgens die Tür in der Lazarethzelle wie immer gakste und der Arzt über die Brillengläser den Pfarrer Gottlieb Hämmerling anlinste, der nach kurzem Gruß den schwarzen Rock auszog und den Hemdärmel in die Höh streifte.

Hämmerling schaute mit greisenden Augen den Arzt an und wollte für Konrad Kräck ein Stück Haut hergeben.

Es war nicht so, daß er irr redete und nicht wußte, was er tat. Er wollte es ganz gewiß ohne Widerwort und unter allen Umständen tun, und Niemand sollte ihn hindern.

Da stierte Konrad Kräck den Pfarrer an wie ein Gespenst und warf sich brüllend vor ihm nach der Wand herum.

In der Nacht versuchte er, sich den Verband von der Wunde zu zerren, daß ihn der Aufseher fesseln mußte. Die Giftkröte gebärdete sich, als ob der Pfarrer das Entsetzlichste gegen ihn ausgesonnen hätte, und wollte lieber sterben, als es geschehen lassen.

Und als Gottlieb Hämmerling dann doch wieder vor ihm stand mit dem stillen festen Gesicht und den Aermel aufstreifte, durchschüttelte ein rauhes Schluchzen wie Fieberfrost seinen ganzen Körper.

Und Keiner in der Zelle sprach ein Wort, weil sie Alle eine Sprache hörten, die sprach so laut, daß jeder Menschenmund verstummte.

Und geschah doch weiter nichts, als daß ein feines blitzendes Messer einige Hautstreifen von einem Menschenarm loslöste.

Konrad Kräck weinte leise und leiser und weinte sich in den Schlaf wie ein Kind.

*

Draußen in der Welt blühten wiederum die Veilchen. Und ein Veilchensträußchen duftete fein durch Konrads Zelle.

Und zwischendurch legte Konrad Nadel und Zwirn hin und roch an dem Sträußchen mit einer scheuen, inbrünstigen Freude.

Die Leute im Zuchthaus aber erklärten sich das Wunder, das den Unverbesserlichen umgewandelt hatte zu einem Menschen mit offenen Augen und bereitwilligen Mienen, auf ihre Weise und legten es damit nebenhin: Wahrscheinlich rühre das Wunder bei Konrad Kräck von der geistlichen Haut her, die ihm gewachsen war.

Fritz Philippi

Verschiedenes

Die Abendburg. Roman von Bruno Wille. Vergleiche Christliche Welt 1910 Nr. 2 Sp. 46.

Es hat mich befremdet, ja fast schmerzlich berührt, daß ein Kritiker von der Qualität Gerhard Heines, der zugleich ein Dichter ist und in seinem Roman „Verschneite Seelen" einen schönen Beweis seines dichterischen Könnens abgelegt hat, der neuen Dichtung Bruno Willes derartig kühl gegenüber steht, daß er nicht ein Wort der Anerkennung dafür findet. Auf die Anzeige Heines hin wird wohl Niemand unter den Lesern der Christlichen Welt die „Abendburg" kaufen. — Es wäre aber nach meinem Dafürhalten geradezu jammerschade, wenn man innerhalb des Kreises der Christlichen Welt über diese Dichtung einfach zur Tagesordnung überginge.

Ich fand vor einigen Jahren glückliche Gelegenheit, einem kleinen Kreise anzugehören, dem der Dichter aus dem Manuskript des noch unvollendeten Werkes einige Partieen, darunter auch die gewaltige Schilderung der Zerstörung Magdeburgs, vorlas. Jene Stunden gehören zu den unvergeßlichen, beinahe möchte ich sagen: zu den heiligen Momenten meines bisherigen Lebens. Der Eindruck der Dichtung war so stark, daß manche ihrer inneren Bewegung und Erschütterung nur mit großer Mühe Herr werden konnten. Man spürte: hier spricht etwas Erhabenes und Tiefes, etwas Lauteres und Reines zu uns, wie man es selten findet. — Seit jenen Tagen habe ich mich immer im Stillen darauf gefreut, daß die Dichtung nach ihrer Vollendung als Buch erscheinen und man dieses Buch als ein seltenes literarisches wie menschliches Kleinod besitzen würde.

So habe ich es denn als ein erquickendes Zeichen unserer Zeit begrüßt, als ich im Jahre 1908 hörte, daß der große Preis des „Universums" mit einer Summe von 30 000 Mk. Willes „Abendburg" zugefallen sei. Das Preisrichter-Kollegium hat den hohen künstlerischen wie religiös-ethischen Wert der Willeschen Dichtung erkannt und sich dadurch selbst geehrt. Seit Sommer 1909 bei Diederichs als Buch herausgekommen, ist die „Abendburg" bereits in 14 000 Exemplaren erschienen, auch ein erfreuliches Zeichen für den Geschmack des Publikums.

Ich spreche es ohne Einschränkung aus, daß ich die „Abendburg" für das reifste, schönste und tiefste Buch halte, das in letzter Zeit auf dem deutschen Markt erschienen ist; es ist ein Buch für die „besinnlichen" Leute, die langsam lesen können und denen bei diesem langsamen Lesen die Augen aufgetan werden für das wundersame Leuchten des Goldschatzes, von dem die „Abendburg" wesentlich handelt. Dieser Goldschatz ist aber nichts anderes als das Himmelreich in uns, das Christus verkündigt und das er gepriesen hat als jene köstliche Perle, in deren Besitz zu erlangen jener Kaufmann Alles, was er sonst hatte, verkaufte.

Haas

Und nun mögen unsre Leser selber entscheiden. D H

Sonntagsgedanken eines Politikers. Von Dr. R. Strecker. Brackwede i. W., Breitenbach 1907. 260 S. 0,80 Mk.

Mit manch anderen Liberalen ist der Verfasser „von ethisch-religiösen Interessen aus in die politische Betätigung hineingekommen." Daher verlangt er auch „von der Religion nicht nur friedselige Beschaulichkeit, sondern auch lebengestaltende Kraft" für den einzelnen, wie für die menschliche Gesellschaft. So kennzeichnet das Vorwort den Geist dieser 1906/07 in der Wormser Volkszeitung erschienenen Sonntagsbetrachtungen. Bibel-, Philosophen-, Dichterworte aus alter und neuer Zeit schlagen den Ton an, der durch die Betrachtungen weiter klingt, meist hell und scharf, seltener besinnlich und weich, aber immer klar, zufassend, fordernd. „Erbaulich" sind diese Sonntagsgedanken nicht, aber erbauen wollen und werden sie. Ueber mancherlei kann man mit dem Verfasser streiten. Aber das verblaßt vor dem tiefen Ernst, der seine Gedanken trägt. Hier zeigt sich, wie durch und durch moderne Menschen zur Religion und ihrer kirchlichen Form stehen und was sie von lebendiger Gegenwartsreligion erwarten. Das sollte man auf Kanzel und Katheder hören. Wir Theologen können den Nichttheologen gar nicht danken genug für solch grade ernste Aussprache dessen, was sie an Religion haben und von ihren Verkündern erwarten.

Curt Ehrentraut

Brauchen wir ein neues Ehe-Ideal? Von Johannes Jansen, Pastor an der Ansgar-Kirche in Kiel. Kiel, Cordes 1908. 45 S. 75 Pfg.

Das Heftchen werde ich zwei Freunden schicken, mit denen ich über die Frage verhandelt habe, ohne daß wir zu einem rechten Ergebnis gelangt sind. Der eine, alte Schule, hält die bestehenden Ehe-Ordnungen für ausreichend, das girrende Herzeleid der Modernen läßt ihn kalt. Vielleicht läßt er sich durch den Verfasser überzeugen, daß eine Neuordnung nicht Auflösung der alten Ordnung zu bedeuten braucht, sondern bessere Ordnung sein kann (nach Seite der Sitte: Gesundheitsattest vor der Ehe, Verzicht auf standesgemäße, komplette

Einrichtung zu Beginn der Ehe; nach Seite der Gesetzgebung: Steuererleichterung für Familien, Mutterschaftsversicherung, Mütterheime, eine Willenserklärung als Scheidungsgrund — nicht eine Schuld, wie bisher — unter Beibehaltung der mehrjährigen Frist bis zur tatsächlichen Trennung). Der andere Freund hat von der Sanatoriumspraxis her ein fast überscharfes Auge für das verfeinerte und gesteigerte Sexualleben der Gegenwart und seine Nöte. Ihm werde ich die Stelle anstreichen, die ihn und seine Gesinnungsgenossen daran erinnert, wieviel sie und die Geschlechter, aus denen sie stammen, gerade den festen Formen der Sitte verdanken, die sie aus sittlichem Idealismus erweichen möchten, deren aber die Schwachen, d. h. die Masse, nicht entraten können. Friedrich Israel

Organisierte Fürsorge für Trinker und ihre Familien. Von Rudolf Burckhardt. Berlin, Mäßigkeits-Verlag 1909. 32 S. 40 Pfg.

Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke entfaltet seine Kräfte unter Pastor Gonsers gewandter Leitung immer wirksamer und zieht immer neue Gebiete in seine verheißungsvolle Arbeit hinein. Er hat neuerdings den als Kunstfreund und Fachmann in Blaukreuz-Sachen nicht unbekannten Düsseldorfer Pfarrer Rudolf Burckhardt zu seinem zweiten Geschäftsführer gewonnen. Damit war für den sonst mehr theoretisch arbeitenden Verein der Anbau eines überaus wichtigen Feldes der Praxis, der Organisierung der Trinkerfürsorge, gegeben Eine große aus allen deutschen Landen und von zahlreichen Provinzial- und Kommunalbehörden beschickte Konferenz fand zu diesem Zweck am 26. Oktober v. J. in Berlin statt. Sie verständigte sich ausgiebig über die Richtlinien der neuen Arbeit. Burckhardts gehaltvolles Schriftchen, das wir hier anzeigen, und sein entsprechender Vortrag gab, gemeinsam mit Darlegungen aus der ärztlichen, verwaltungstechnischen und der Vereinspraxis die willkommene Unterlage. Die Schrift wird Jeden erfreuen, der sich für diese neue Etappe in dem deutschen Kampf gegen den Alkoholismus interessiert. G von Rohden

Au Congo pour Christ! Esquisse de l'histoire des missions chrétiennes au Congo Belge. Par Jules Rambaud. Liège, 8 rue Lambert-le-Bègue. 171 S. 1 Frc.

Diese vom Groupe des Amis des Missions in Lüttich herausgegebene kleine Schrift ist als Beitrag von belgisch-protestantischer Seite eine willkommne Ergänzung zu den Kongo-Artikeln in der Christlichen Welt und zu der in Nr. 53 angezeigten Missionsschrift. Nach einer kurzen Einleitung über die geographischen Verhältnisse und die Anfänge der Kongomission führt der Verfasser die Entwicklung an der Geschichte von vier typischen Missionsstationen der englischen Baptisten vor, um daran einen nur kurzen Ueberblick über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der übrigen evangelischen und der katholischen Kongomissionen zu schließen. Diese Methode der Darstellung gibt dem Leser einen anschaulichen Einblick in den Betrieb der Mission im einzelnen. Die beiden Schlußkapitel behandeln „la question congolaise“ und „la tâche des Eglises protestantes belges au Congo“. Für die Kongofrage gibt der Verfasser die geschichtliche Entwicklung und schiebt einen großen Teil der Schuld an den gegenwärtigen Zuständen am Kongo den Mächten zu, die in rührender Naivetät 1885 den Kongostaat dem König Leopold überließen, ohne zu bedenken, daß die geordnete Verwaltung des ungeheuren Gebietes Geld kostete. Leopold habe mit seiner Politik das Interesse des Kolonialpolitikers vertreten, der um jeden Preis die Hilfsquellen der Kolonie erschließen will, ein Interesse, das sich vom lediglich kaufmännischen Standpunkte aus wohl begreifen läßt. Demgegenüber stellt der Verfasser als Aufgabe der Missionare hin, durch ihre selbstlose Arbeit zu beweisen, daß vor allem sittliche Mächte in der Kolonialpolitik mitzusprechen haben. Auf dieser Kollision rein kolonialer und sittlicher Gesichtspunkte beruht das Problem der Kongofrage. Adolf Heermann

Kleine Mitteilungen. Achtundsechzig hervorragende Vertreter der deutschen Kultur im Reiche und in Oesterreich sind mit wuchtiger Erklärung für Finlands Recht eingetreten. Unbekümmert darum, daß uns Deutsche das eigentlich „nichts angeht“, in der schlichten Hoffnung, daß eine solche ruhig und klar motivierte Kundgebung auf die Instanzen Eindruck machen müsse, die im Begriff sind ein großes Unrecht zu begehen. Wir begrüßen dieses Vorgehn auf das herzlichste. Da spürt man doch endlich einmal wieder etwas von der Völkerfamilie, die wir sein sollen: „wo ein Glied leidet, leidet das andre mit.“ Und offenbar hat man den Schritt getan in aller Vorsicht zwar, aber ohne alle Rücksicht auf die Diplomatie. Die Kundgebung war den Männern, die sie in Gang brachten, Gewissenssache: das genügt. Die Diplomaten, welche von Berufs wegen über die Beziehungen innerhalb der Völkerfamilie wachen, mögen aus ihr das Beste machen, was sie können; das ist nun ihre Sorge und ihre Pflicht.

Ein vertragsmäßiges Recht, den Russen in ihre Behandlung Finlands dreinzureden, haben die Deutschen Deutschlands und Oesterreichs nicht. Wohl aber haben wir dies vertragsmäßige Recht gegenüber dem Kongo-Staat angesichts der dort verübten Grausamkeiten und Treulosigkeiten. Weshalb waren da keine Achtundsechzig bei Zeiten auf dem Plan? Nun, es wird den Meisten gegangen sein wie uns: „es hat uns niemand gedinget.“ Wir wußten nicht, was für Arbeit dort nach uns schrie. Aber wenn man heute liest, was Herr Ludwig Deuß in Hamburg, wahrlich nicht im Querulantenstil, rechtzeitig für Vorstellungen gerichtet hat an unsern Kaiser, an Lucanus, an das auswärtige Amt, an die nationalliberale Partei, seit 1904, und das alles ohne Antwort und ohne Wirkung, so blutet einem das Herz im Leibe.

Unser Appell in Nr. 53 hat bei unsern Lesern ein Echo gefunden, für das wir herzlich danken. Die Provinzialpresse hat ebenfalls ihre Schuldigkeit getan. Die große, führende, verantwortliche Presse — schweigt. Wir werden die Sache verfolgen. Aber es dünkt uns, als lastete auf unsrer späten Aktion ein schweres „Zu spät.“ R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Coblenz. Freunde evangelischer Freiheit Mittelrheingruppe. Freitag 18. Februar $8^{1}/_{4}$ Uhr Erörterungsabend im Bürger-Vereinshause: Unsere Kirchenverfassung. Pfarrer Andreä-Remagen. Anschließend Mitgliederversammlung (Wahlen, Berichte).

Gießen. Donnerstag 24. Februar pünktlich 8 Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Theologische Wissenschaft und Volksfrömmigkeit. Seminardirektor D. Eger-Friedberg.

Halle a. S. (Vereinignng Halle-Stadt) Freitrag 11. Februar 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Was suchen wir in unsern Versammlungen?

Magdeburg. Mittwoch 9. Februar $^{1}/_{2}4$ Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Inwieweit hat die Predigt des Evangeliums nach Form und Inhalt modernen Anforderungen Rechnung zu tragen? Huschenbett.

Plauen i. V. Mittwoch 9. Februar $8^{1}/_{4}$ Uhr bei Trömel, Oberstock: Die Reform des höheren Mädchenschulwesens in Sachsen.

Stuttgart. Montag 14. Februar $^{1}/_{2}8$ Uhr im Herzog Christoph: Herder. Stadtpfarrer Günther-Backnang.

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 4. Die römische Kirche in Deutschland: 1. Vom Zentrum. 2. Literarische Inferiorität — Die Mariawiten — Das Dekret „Ne temere“ und die Konstitution „Provida“ in Ungarn — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 4. Der 35. Kongreß für Innere Mission (Schluß) — Die bayrische Generalsynode 1909 und ihre Bedeutung für die gegenwärtige kirchliche Lage in Bayern (Schluß) — Aus Preußen: Ein Vorschlag zur Reform des kirchlichen Gemeindewahlverfahrens — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Zur bayrischen Generalsynode — Mancherlei

Nr. 5. Zum Zusammenstoß von Staat und Kirche in Elsaß-Lothringen — Der neue Lehrplanentwurf über den Religionsunterricht in der Hamburgischen Volksschule — Die Kirchensteuerpflicht der Anglikaner — Aus Preußen: Von der Evangelischen Vereinigung — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Die Landesversammlung der kirchlich-liberalen Vereinigung — Mission: Instruktionskursus für Mission — Mancherlei

Am 20. Januar wurde uns meine innig geliebte Frau, unsere treue Mutter

Luise Paira-Lahmann

*geb. **Haase***

durch einen Herzschlag plötzlich entrissen.

Prof. Karl Paira
Albert Lahmann
Heinrich Lahmann
Hans Heinrich Lahmann
Fritz Lahmann
Alke Lahmann
Hertha Lahmann
Waldemar Paira

Weisser Hirsch bei Dresden, den 27. Januar 1910.

Die Geburt eines Mädchens, **Ellinor**, am Neujahrstage 1910 teilen ihren Freunden mit herzlichem Gruß hierdurch mit

Lic. Wilhelm Schüler und **Hedwig Schüler** geb. v Verschuer

Tsingtau (China)

Erfahrener **Gemeindehelfer** 36 Jahre alt, **sucht Stellung** am liebsten in Berlin oder andrer Großstadt. Offerten unter **B W** an den Verlag.

3. Aufl. von **Hauck's Realenzyklopädie** (neu 260 M.), wie neu, zu verkaufen gesucht.
Angebote unter **E. St. 44** erbeten an den Verlag der Christlichen Welt.

Zur Erziehung

junger Leute aus gutem Hause bietet sich in gesunder schöner Lage **Marburgs** geeignete Gelegenheit. (Gymnasium und Oberrealschule.) Sorgfältige, durch langjährige Erfahrung in **hochgebildeten** Familien erprobte Geistes- und Körperpflege zugesichert. Bedingungen nach Uebereinkunft. Anfragen unter T M an den Verlag.

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen. J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Marseille

Die Stelle des Seemannspastors und Vikars der **deutschen evangelischen Gemeinde** ist auf 1. April d. J. zu besetzen. Gehalt 200 fr. monatlich mit freier Wohnung im Seemannsheim. Bewerbungen an Herrn A. Hofmann, boulevard Notre Dame 39, Marseille.

Evangelischer Theologe

Oberlehrer, Prof. Dr. phil, in den besten Jahren, der wegen Gewissenskonflikts mit dem kirchlichen Dogma sein Amt niederlegen **möchte**, sucht bis 1. Juli (oder 1. Oktober) eine seiner Fähigkeit und Bildung entsprechende **Stellung**. Gehalt Nebensache. Offerten unter **R. S. 40** an den Verlag des Blattes.

Man sucht für einen **12jährigen** wohlerzogenen französischen **Knaben** Pension für 1—2 Sommermonate in gebildeter Familie (z. B. Pastorenfamilie) an der Nordsee, wo Bäder möglich sind und Gelegenheit wäre, deutsch zu sprechen. Offerten an **Dr. de Montet, La Tour de Peilz,** Schweiz.

Für **2 meiner Söhne,** welche Tertia und Sexta des hiesigen Real-Gymnasiums besuchen, suche ich einen **stud.** oder **cand. phil.** oder **theol.** zur Beaufsichtigung der Schularbeiten und evtl. Nachhülfe.

Die Stellung ist mehrfach von Herren bekleidet gewesen, die sich hier mit gutem Erfolge zum Examen vorbereiteten.

Hermann Helpe, Bückeburg

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Für die Passionszeit!

Die Leidensgeschichte Jesu Christi.

Zwölf Passionspredigten von D. H. Martensen. Dritte und vierte (Doppel-)Auflage. 8°. Mk. 2.40, fein geb. Mk. 3.—.

„... **geradezu Musterpredigten**, aus denen viele lernen können, wie ein Text anfaßlich auszulegen ist; so vergleiche die Art, wie in der letzten Predigt das ‚Mein Gott, warum hast du mich verlassen' ausklingt in das ‚Wir sollen nicht von Gott verlassen sein'."

[Neues Sächsisches Kirchenblatt]

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Im Evangelischen Fröbelseminar Cassel

Wirtschaftliche und Soziale Frauenschule

verbunden mit **Erziehungsheim** und **Kindergärtnerinnen-Seminar** (staatl. konzessioniert). **Fortbildungskurse** für geprüfte Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen zur Arbeit in Frauenschulen. 18. Juli—3. August Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen.

Das Kuratorium

Das Töchterheim des Ev. Diakonievereins. **Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße. Heim für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung. Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf,** und die Leiterin **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**

Instruktionskursus für Mission (AEPMV)

Im Anschluß an die Zentralvorstandssitzung findet nach Ostern in **Frankfurt a. M. ein Instruktionskursus für Mission statt.**

In Aussicht genommen sind drei Vortragsreihen von je drei einstündigen Vorträgen, die am **5. 6. und 7. April** (Dienstag, Mittwoch und Donnerstag) vormittags zwischen 9 und 1 Uhr gehalten werden sollen. Es werden reden:

1. Missionar a. D. D. Haas-Heidelberg über „Siege und Niederlagen des Christentums im Osten."
2. Lic. Dr. Rohrbach-Berlin über „Die evangelische Mission gegenüber fremder Kultur."
3. Senior Professor D. Bornemann-Frankfurt a. M. über „Missionsmethoden und Missionsperioden."

Diskussion, geselliges Beisammensein und eine volkstümliche Veranstaltung werden sich anschließen.

Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Pfarrer Lic. Lueken, Frankfurt a. M., Oppenheimerstr. 44.

Das genaue Programm wird später veröffentlicht.

Einen wohlfeilen Kunstschatz

bieten unsere Kunstblätter in Dreifarbendruck.
Format 27×36 cm
Preis 50 und 60 Pfg. das Blatt

Alte und moderne Meister

Wir empfehlen ferner unsere
Karten nach Gemälden der Dresdner- und andrer Galerien, sowie Flora- und Früchtekarten nach Natur-Aufnahmen.
Prospekte stehen auf Wunsch gratis zur Verfügung.
Anfertigung von Drucksachen aller Art in
Lichtdruck, Drei- und Vierfarbendruck, Autotypie.
Kunstverlag Römmler & Jonas G. m. b. H.
Dreden-A. 16

Eine neue Schrift von Dr. Wilhelm Winsch: **Ueber Krankenheilung ohne Arznei und ohne Operation.** Eine medizingeschichtliche Studie, zugleich ein Trostwort für Gesunde und Kranke. Preis 75 Pfg.

In zweiter Auflage erscheint von demselben Verfasser: **Wie ich Naturarzt wurde!** Ein ärztliches Glaubensbekenntnis, nach einem im Bürgersaal des Berliner Rathauses gehaltenen Vortrage, mit einem Nachwort über die drohende Aufhebung der Kurierfreiheit. Preis 50 Pfg. (Volksausgabe bei Bezug von 100 Stück 7 Pfg.)

Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW 11

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis.** Größter Umsatz. **Allergünstigste Bezugsquelle.** Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

nimmt jeder Versuch das beliebte, echte Palmin durch eine billige Nachahmung zu ersetzen. Wir bitten daher beim Einkauf genau auf den Namen Palmin und den Schriftzug Dr. Schlinck zu achten und Nachahmungen, die oft unter täuschend ähnlich klingenden Namen angeboten werden, zurück zu weisen.

H. Schlinck & Cie. A.G.
Hamburg-Mannheim
Alleinige Produzenten von Palmin.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu ein Prospekt von der Firma A. Winther u. Co. (Dr. A. Mauch) Nährmittelindustrie „Schloß Bergfried" in Cöln a. Rh.